Nr. 23. Jahrgang V. Berlin, 5. Juni 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00.
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Zur Rabbinerwahl in Berlin.

Die erste biblische Parabel, die sich als Parabel giebt, ist sicherlich jedermann bekannt; daß ihr eine Wahlgeschichte zugrunde liegt, ist bezeichnend für die Bedeutung, die in biblischer Zeit allen Wahlen beigelegt wurden.

Einst wollten — so heißt es im Buche der Richter — die Bäume einen König wählen. Sie boten die Würde dem Oelbaum, dem Feigenbaum und dem Weinstock an — vergebens: der eine wollte nicht sein Fett, der andere nicht seine Süßigkeit, der dritte nicht seinen Most lassen um der Ehre willen, über „den Bäumen schweben" zu dürfen. Die Königs-Wahl-Kommission stieg bis zum Dornbusch hernieder. Dieser sprach zu den Repräsentanten der Bäume: Wenn ihr in Wahrheit mich zum Könige wünschet, so versucht, euch in meinem Schatten zu bergen. Gelingt euch dies — bon; gelingt's euch nicht, dann möge Feuer ausgehen vom Dornbusch und verzehren die Zedern des Libanon.

Eine spaßige Geschichte und eine lehrreiche zugleich; spaßig freilich nur für Unbeteiligte, lehrreich aber für alle, die einen König wählen wollen. In der Berliner Gemeinde ist eine Krone zu vergeben: כתר תורה, die Krone der Gelehrsamkeit; die (כתר כהונה) Krone des Pfaffentums hat längst Käufer gefunden. Eine ad hoc erwählte Kommission hausiert seit vielen Monaten im Reiche umher, findet jedoch für den Schmuckgegenstand keinen Abnehmer. Ihre Aufforderung: „Komm, sei unser König!" wird, wie in der biblischen Parabel, mit dem Bescheide abgelehnt, man wolle weder eine fette Pfründe noch die süße Bequemlichkeit noch den berauschenden Applaus in dem heimischen Kreise aufgeben, um alsdann über den Berliner Bäumen zu schweben. Nicht ohne Groll vernimmt man hier den Bescheid. Wenn Paris eine Messe wert gewesen, so ist Berlin jedes Preises wert. „Für einen von der Bedeutung seines Berufes durchglühten Mann müßte die Aussicht, den diesseitigen, von entblätterten Bäumen und wucherndem Gestrüpp strotzenden Wald wieder grünen machen und säubern zu können, mehr wert sein, denn jede Pfründe, jede Bequemlichkeit, jeder Applaus.

Vielleicht aber ist dieser Groll unberechtigt; vielleicht enthält die Art der Ablehnung zugleich eine Motivierung derselben. Wir wollen, so sprachen der Oelbaum und der Feigenbaum und der Weinstock, nicht aufgeben, was wir haben, um alsdann in eurer Mitte über den Bäumen zu schweben. Eure Aufforderung: „Komm, sei unser König!" entspricht nicht der Würde, die zu vergeben ist. Ein geistvoller Mann nannte jüngst die Rabbiner, die in unserm Jahrhundert Macht und Einfluß in Berlin gehabt, wie folgt: Reb Jakob Joseph Oettinger, Dr. Michael Sachs und — Justizrat Siegismund Meyer. Was Wunder, daß Männer von Ruf dem Rufe der Berliner Gemeinde nicht folgen wollen! Wollt ihr einen König, so schafft ihm einen Thron; wollt ihr eine ragende Gestalt, so gewährt ihr einen Sockel; wollt ihr einen Rabbiner, so bildet ihm ein Rabbinat.

Daß wir mit diesem Wunsche nicht allein stehen, ist bekannt; daß wir bei dieser Forderung die überwiegende Mehrzahl der hiesigen Gemeindewähler auf unserer Seite haben, deß sind wir gewiß, deß sind die Zuschriften Zeuge, die allwöchentlich in großer Zahl uns zugehen. Eine derselben lassen wir heute im Auszuge folgen:

„Vor einem Jahre hat der Vorstand unserer Gemeinde mit Genehmigung des damals noch „liberalen" Repräsentanten-Kollegiums den ältesten Rabbiner in Berlin in den Ruhestand versetzt, und der Vorstand der Berliner jüdischen Gemeinde, d. h. der größten Gemeinde der deutschen Judenheit, hat einen öffentlichen Konkurs zur Besetzung des erledigten Rabbinats-

sitzes ausgeschrieben. Unser Vorstand ist für sich nicht sehr bescheiden, er ist es jedoch für die Gemeinde; er denkt, Berlin könne bei der Wahl eines Rabbiners ebenso wie Krähwinkel verfahren. Sie haben in diesem Blatte die Ansicht verfochten, daß es der Großgemeinde Berlin besser anstehen würde, unter den wenigen noch lebenden Rabbinern von Bedeutung Umschau zu halten, und den bedeutendsten und würdigsten unter den ehrendsten Bedingungen nach Berlin zu berufen. Statt dessen hat man bei uns ein öffentliches Redewettrennen veranstaltet, um der Sache noch den letzten Rest von Achtung zu rauben, und nachdem zwei Herren gesprochen haben, ist die ganze Angelegenheit eingeschlafen.

Schreiber dieses gehört zu den wenigen, die warten können, allein viele Männer, denen es mit der Erhaltung des Judentums Ernst ist, sehnen sich nach einem Gemeindeoberhaupt, das uns leiten, uns voranleuchten soll. Jene Männer meinen freilich, daß bei der beobachteten Methode ihre Sehnsucht nie werde befriedigt werden. Die Berliner Gemeinde sucht einen fünften Rabbiner, d. h. einen Mann, der hinter den bereits amtierenden rangieren soll. Wir aber wünschen, daß wir einen ersten Rabbiner bekämen, der durch umfassendes theologisches und weltliches Wissen, durch Fähigkeiten und Charaktereigenschaften die Führerrolle in der Gemeinde übernehmen soll. Solche Männer sind in unserer Zeit und in unserem Lande dünn gesäet; auch werden sie sich schwerlich entschließen, nach Berlin zu kommen, weil unsere Gemeinde nach dieser Richtung in keinem guten Rufe steht. Es heißt überall, Berlin suche keine Rabbiner, sondern nur geistliche Beamte, welche dem Vorstande Ordre parieren und nach keiner Seite Selbständigkeit zeigen sollen. Und da diese Darstellung das richtige trifft, wird Berlin keine bedeutende Kraft bekommen können."

Setzen wir, das biblische Bild wieder aufnehmend, diese Zuschrift fort. Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß unsre Rabbiner-Wahl-Kommission bald beim Dornbusch wird angelangt sein. Wir haben nur den Wunsch, daß er an Spottsucht seinem biblischen Vorbilde nicht nachstehen und den Abgesandten, ironisch und warnend zugleich, zurufen möge: Wenn ihr im Ernst mich zum Könige machen wollt, — wohlan, versuchet, in meinem Schatten Schutz zu finden wider die Angriffe, die eurer harren. Gelingt euch dies — Heil euch; gelingt's euch nicht — wehe euch. Angefacht von dem stürmischen Unwillen der Gemeinde kann von diesem Dornbusch ein Feuer ausgehen, das neben dem wuchernden Gestrüpp auch die Zedern des Libanon — diejenigen, die uns ein Grünen und Blühen verheißen — verzehren wird. A. L.

Die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums.

Im letzten Hefte der „Allg. Isr. Wochenschr." befaßt sich ein Anonymus mit dem kürzlich erschienenen Jahresbericht der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Leider geschieht dies in recht lückenhafter Weise. Mit großer Sorgfalt sind unter vielen Stücken einige ausgewählt und diese sind dann kunstvoll zu einem Bilde zusammengesetzt, das jedem Unkundigen Abscheu einflößen muß. Alle die Einzelheiten, die über die Stundenzahl der Vorlesungen angeführt werden, sind wahr, und doch ist das Resultat, das herauskommt, unwahr. Es ist dies wohl die unerfreulichste Art der „Kritik". Wir Juden werden von antisemitischer Seite mit solchem Verfahren oft heimgesucht. Ich glaube, wir haben keinen Grund, es von unsern Gegnern uns anzueignen. Das Zeichen einer vornehmen Natur ist es, wenn man vielmehr durch Unrecht, das man erlitten hat, lernt, selbst recht zu thun. Es liegt so im Interesse des zahlreichen Leserkreises, dessen sich dieses Blatt erfreut, daß die Geschicklichkeit, die der Herr Anonymus im Zudecken und Schweigen entfaltet, gebührend gekennzeichnet werde.

Der unbekannte Freund, dessen sich die Lehranstalt rühmen darf, fühlt sich in seinem teilnehmenden Gemüt zunächst dadurch bedrückt, daß Herr Prof. Steinthal eine Stunde, sage und schreibe eine Stunde, Religionsphilosophie liest. Es wurden zwar außerdem noch im Sommer wie im Winter je zwei Stunden wöchentlich auf die Lektüre des More Nebuchim verwendet, was doch gewissermaßen auch ein religionsphilosophisches Kolleg ist. Ich will aber zur Entschuldigung des Herrn Kritikers annehmen, daß er unter Religionsphilosophie nur systematische Religionsphilosophie versteht. Da sei ihm denn verraten, — ich bitte ihn aber, nicht zu erschrecken — daß die Lehranstalt überhaupt das einzige jüdisch-theologische Institut ist, an dem diese Disziplin gelehrt wird. Und dazu nicht blos in einer Stunde, wie der Herr Anonymus leicht hätte erfahren können, wenn er, wie es seine Pflicht gewesen wäre, wenigstens noch den vorjährigen Bericht zur Hand genommen hätte; denn das ist doch wohl das allermindeste, was man von einem fordern muß, der über Leistungen einer Anstalt urteilen will. Aus diesem hätte er sich davon überzeugt, daß dem Wissenschaftszweig, der ihm vor allem am Herzen liegt, durch zwei Semester hindurch von Herrn Dr. Schreiner je 3 Stunden der Woche gewidmet wurden, wieder ganz abgesehen davon, daß gleichzeitig in einem zweistündigen Kolleg der Chasdai Crescas erklärt wurde. Die gerügte Steinthalsche Vorlesung bot dann ältern Hörern die Gelegenheit, sich über die wichtigsten Punkte der Religionsphilosophie unter Leitung eines Fachmannes aussprechen zu dürfen. Freilich war dies in einer Stunde nicht abgemacht. Wer Herrn Prof. Steinthal kennt, der weiß, daß er nicht aufhört, wenn die Uhr geschlagen hat, sondern erst wenn der vorgenommene Stoff erschöpft ist, selbst wenn die festgesetzte Zeit noch ein zweites Mal dabei verstreicht. Darauf muß sich schon ein jeder gefaßt machen, der bei ihm hören will.

Woher der Herr Anonymus weiß, daß die Stunde nicht eingehalten werde, vermag er vielleicht selbst nicht zu sagen. Ich nehme an, daß er es aus dem hohen Alter des Dozenten folgert. Die grausame Erfahrung wiederlegt aber diesen Vernunftschluß. Herr Prof. Steinthal hat auch nicht eine einzige Stunde der angekündigten Vorlesung fallen lassen, denn er schreibt nicht blos über Pflichttreue! — Summa summarum: in dem einen Jahre wurden mehr als 5 Stunden, in dem folgenden mehr als 3 Stunden Religionsphilosophie wöchentlich verabreicht. Das ist die „homöopathische Dosis". Man sieht, der Herr Anonymus versteht zu schweigen.

Nach dem Herrn Professor kommt der Herr Rabbiner Dr. Maybaum, heran. Er liest zwar nicht über Bibelkritik,

er hat es bisher nicht gethan und wird es wohl auch kaum thun, muß aber doch erfahren, daß er sich auf diesem Gebiete*) durch eine Unwissenheit sondergleichen hervorthut. Sachverständige Beurteiler sind immerhin anderer Ansicht. Ich erinnere nur an Abr. Kuenen, weiland Professor zu Leyden, der unter den protestantischen Theologen der hervorragendste Vertreter der biblischen Wissenschaft ist, in seiner „Einleitung in das Alte Testament". Aber der Herr Kritikus weiß es nun einmal besser. Dafür weiß er nichts davon, daß Herr Dr. Maybaum zum ersten Mal den Versuch unternommen hat, die Methodik des Religionsunterrichts und die Homiletik — und dies sind die Fächer, die er an der Lehranstalt vertritt — von unserem konfessionellen Standpunkte aus in einem Lehrbuche zu behandeln. Hier hält sich der Anonymus eben wieder an den berühmten Spruch: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Am glänzendsten entfaltet sich seine Erzählkunst aber bei der Besprechung des talmudischen Unterrichts. Wer planmäßig vorgeht, würde zuerst das statarische Kolleg vornehmen. Er zieht es aber vor, mit dem kursorischen zu beginnen. Weshalb? Weil es mit der kleineren Stundenzahl vertreten ist, nämlich mit dreien. „Das ist doch der reine Hohn!" sagt er. „Das ist doch der reine Hohn!" antworte ich ihm auch; denn es wird nirgends anders mehr geboten. Und nicht genug damit. Hätte der Kritiker, wie er sollte, sich noch einen andern Jahresbericht angesehen, so würde er wieder etwas Neues erfahren haben: Talmud wird kursorisch in jedem Semester, und so auch in diesem Sommer, 4 Stunden in der Woche gelesen. Nur im Studienjahr 1895/96 mußte infolge der Krankheit des seligen Dr. Joel Müller eine Stunde ausfallen. „Bleiben nunmehr — das „bleiben" ist köstlich — 4 Stunden Talmud statarisch und 3 Stunden Dezisoren." Hier hat sich der Herr Anonymus um zwei Stunden verrechnet. Oder sollte er vielleicht nicht wissen, daß Mischna und Jeruschalmi auch Talmud sind? Dazu kommt nun abermals, daß der soeben erwähnte schmerzliche Anlaß auch hier eine Stunde raubte. Wie in der Regel, werden in diesem Sommer wieder von Herrn Dr. Baneth auf den Talmud 10 Stunden und auf die Dezisoren 4 Stunden der Woche verwandt. Zum Belege schicke ich ein Vorlesungsverzeichnis auf den Redaktionstisch.

Daß die Hörer, mit Ausnahme der Ausländer, den Talmud nicht einmal buchstabieren können, hört sich recht gruselig an, wie so viele Märchen. Ich kenne eine ganze Reihe von Inländern, die die Lehranstalt besuchen, die sich vielleicht bereit finden lassen, dem Herrn Kritiker das Gegenteil zu beweisen. Als Thema des Privatissimum möchte ich הוצאת שם רע vorschlagen.

„Bleibt" Herr Dr. Schreiner. An seiner Wissenschaftlichkeit wird nichts ausgesetzt, sogar die Stundenzahl seiner Kollegien findet vor dem gestrengen Anonymus Gnade. Aber — „auch dieser Lehrer ist auf der Anstalt nicht auf seinem Platze". Aus welchem Grunde, darüber schweigt der Kritiker. Und diesmal mit Recht.

Zum Schluß kommt der große Schweiger auf seinen Ausgangspunkt, das Wirken Prof. Steinthals zurück. Der Herr Professor hat das Verbrechen begangen, eine pädagogische Abhandlung, die „eine Zierde einer jeden allgemein wissenschaftlichen Zeitschrift wäre", dem Jahresbericht vorauszuschicken. Pädagogik ist nun einmal eine interkonfessionelle Wissenschaft, die aber trotzdem in einer jüdisch-theologischen Anstalt, die ja auch Lehrer heranbilden soll, vorgetragen werden muß. Was so in den Studienplan gehört, das ist auch im Programm am Platze.

Ich wende mich jetzt mit einigen Worten gegen Herrn Dr. Bernfeld, der den Feldzug gegen die Anstalt eröffnet hat. Den ersten Stein des Anstoßes bilden ihm die 11,450 Mark Dozentengehälter. Ich zweifle nicht im mindesten, daß das Kuratorium der Anstalt gern bereit ist, mit diesem „alten Schlendrian" zu brechen, wie es Herr Dr. Bernfeld nennt. Er braucht nur für das nötige Geld zu sorgen, dann wird auch gewiß die doppelte und dreifache Summe ausgeworfen werden.

Des weiteren wünscht Herr Dr. Bernfeld, daß das Institut „nicht konservativ und auch nicht liberal sei, sondern streng wissenschaftlich, ohne jede Parteischablone". Nun, wenn die Lehranstalt dies nicht ist, dann weiß ich nicht, wie dieses Ziel überhaupt erreicht werden soll. An ihr wirkte in früherer Zeit Israel Lewy neben Geiger, David Cassel neben Steinthal, jetzt lehren Baneth und Maybaum, Schreiner und Steinthal neben einander. Wo in aller Welt ist da Parteischablone? Wo „Kliquenwesen und Vetternwirtschaft", von denen Dr. Bernfeld zu sprechen weiß?

Sodann soll die Anstalt „nicht einmal auf die Ausbildung von Rabbinern bedacht sein, sondern einfach auf die Pflege der rabbinischen Wissenschaft". Ich hatte bisher geglaubt, dies beides sei im großen und ganzen dasselbe. Mit gleichem Rechte hätte Herr Dr. Bernfeld auch sagen können: Unsere medizinischen Fakultäten sollten nur auf die Pflege der medizinischen Wissenschaft bedacht sein, nicht aber auf die Ausbildung von Aerzten. Das wäre ganz ebenso richtig und ganz ebenso falsch.

Daß Herr Dr. Bernfeld zum Schluß auf den Verfall der jüdischen Wissenschaft zu sprechen kommt, ist ja wohl selbstverständlich. Wer aber die Welt verbessern will, thut gut daran, vor allem zu überlegen, ob er nicht bei dem Teil, den er selbst repräsentiert, anzufangen allen Grund hat. Mit der jüdischen Wissenschaft steht es nicht anders.

Turgenjew hat eine Parabel geschrieben, in der er von einem Manne erzählt, der die Leute gern von allerhand geistigen Gaben, die er gar nicht besaß, überzeugen wollte. Er fing das sehr schlau und doch sehr einfach an: er nannte so ziemlich alle, die etwas bedeuteten, Dummköpfe. Ich bitte Herrn Dr. Bernfeld, diese kleine Erzählung aufmerksam durchzulesen.

Dr. Leo Bäck.

In den Krönungstagen.

Fr. Bl. Petersburg, 23. Mai.

Die Glocken der Isaakskirche läuten seit mehreren Tagen ununterbrochen; ihr Geläute ist weit außerhalb Petersburgs hörbar, und die frommen Russen wissen, was man ihnen von Turme dieser Kathedrale verkündigt: Zar Nikolaus II. schickt sich an, in der alten Kremlstadt die Krone sich auf das Haupt

*) Wo war in dem Artikel des Anonysmus von Bibelkritik die Rede? Red.

zu setzen. In dieser für Rußland und namentlich dessen Herrscher feierlichen Stunde hat dieser Beweise dafür erhalten, daß seine Unterthanen mosaischer Konfession, die seit Jahr und Tag den sinnlosesten Verfolgungen ausgesetzt sind, dem Reiche und dem Volke Nutzen bringen und keinesfalls jene verderblichen Eigenschaften haben, die ihnen die Feinde der Gewissensfreiheit zuschreiben. Ein Zufall wollte es, daß Zar Nikolaus II. in die Leidensgeschichte der russischen Juden Einsicht nehme, welche bis jetzt für ihn angeblich eine terra incognita war.

Bekanntlich hat der Hetmann der Don-, Terek-, und Kubankosaken, Fürst Swjatopolk-Mirskij, im vergangenen Jahre die Ausweisung aller in Kosakengebieten lebenden Juden angeordnet. Der Fürst, welcher zur Zeit seiner Anwesenheit in Charkow im Jahre 1881 den Liberalen und sogar Philosemiten spielte, begründete seine Ausweisungsverordnung damit, daß die Juden für das ökonomische Leben der Kosaken schädlich wären. Obzwar die Kosaken eine freie Selbstverwaltung besitzen und Gemeindeangelegenheiten nur von den Kosakenältesten ohne jegliche Pression von Seite der Atamane geregelt werden dürfen, verfügte Fürst Swjatopolk-Mirskij die Ausweisung der Juden, ohne die kompetenten Staniza-Verwaltungen vernommen zu haben. Infolge dieser Verfügung machte sich aber unter den Kosaken eine starke Unzufriedenheit bemerkbar. Die Kosaken, welche vom Staate keinen Sold beziehen, sind dafür im Besitze von großen Fischereien und von Salzseen, deren Ausbeutung ausschließlich ihnen zusteht. An den im Kosakengebiet lebenden Juden hatten sie Abnehmer und Käufer, und seit deren Ausweisung versiegten die Einahmequellen der Kosaken. Aus dem Don- und Kubangebiete wurde sofort eine Deputation zum Fürsten Swjatopolk-Mirskij entsendet, um die Zurückziehung der Ausweisungsordre gegen die Juden zu erwirken. Allein der Hetmann empfing die Deputation nicht und sie konnte ihre Beschwerde nicht vorbringen. So reifte denn unter den Unzufriedenen der Gedanke, eine Bittschrift an den Zaren, den Hetmann aller Kosaken, zu richten und ihm um Belassung der Juden zu ersuchen. Da jedoch Bittschriften von Militärs an den Zaren nur durch den betreffenden Militärchef überreicht werden dürfen, so hätten die Kosaken ihre Bittschrift zunächst dem Fürsten Swjatopolk-Mirskij übergeben müssen. Da traf es sich aber, daß der Oberkontroleur der Kosaken, General Markow aus Petersburg, nach den Kosakengebieten entsendet wurde, um die Zusammenstellung der zur Krönung nach Moskau zu entsendenden Kosakendeputation vorzunehmen. Diesem General übergaben nun die mit der Ausweisung der Juden unzufriedenen Kosaken ihr Gesuch an den Zaren und legten demselben eine ausführliche Denkschrift bei, in welcher sie die Ehrlichkeit und den Fleiß der Juden hervorhoben und die durch deren Ausweisung hervorgerufene wirtschaftliche Krise schilderten. Diese Denkschrift wurde thatsächlich dem Zaren überreicht, der auf dieselbe eigenhändig die Worte niederschrieb: „Die Ausweisung der Juden einstellen; vom Fürsten Swjatopolk Erklärungen verlangen.“ Darauf ist es zurückzuführen, daß der „Regierungsbote“ am 15. März die lakonische Mitteilung brachte: „Der Hetmann der Don- und Kubankosaken hat die von ihm im vorigen Jahre verfügte Judenausweisung bis auf weiteres eingestellt.“

Doch nicht die Kosakengeschichte allein war es, welche dem Zaren Nikolaus II. die Ueberzeugung beibringen konnte, daß die gegen die Juden erhobenen Beschuldigungen auf Erfindung beruhen. Ein in Kiew lebender Jude, Namens Zeitlin, der sich um die Papierindustrie große Verdienste erworben hatte, wurde vor ungefähr drei Jahren vom Generalgouverneur Grafen Ignatjew plötzlich der Befugnis zur Errichtung und zum Betriebe von Papierfabriken für verlustig erklärt, so daß er gezwungen war, seine Papierfabriken zu sperren. Diese Maßregel, durch welche mehr als dreitausend Arbeiter brotlos wurden, rief damals auch in der orthodoxen Kaufmannswelt große Unzufriedenheit hervor. Der Vorsitzende des Kiewer Börsenkomitees, der bekannte russische Philanthrop Tereschtschenko, richtete unlängst an den Finanzminister Witte ein Memorandum, in welchem er auf die Verdienste Zeitlins um die Papierfabrikation in Südrußland hinwies, seine allseits anerkannte Rechtschaffenheit rühmte, und das ihm zugefügte Unrecht gutzumachen bat. Zu Ehren Wittes sei bemerkt, daß er sich dieser Sache sehr warm annahm. Er eilte zum Zaren und trug ihm diese Angelegenheit vor, wobei er betonte, daß die Thätigkeit Zeitlins höchst lobenswert sei und daß die Einstellung derselben den Interessen der russischen Industrie zuwiderlaufe. Der Zar beauftragte nun den Finanzminister, Zeitlin zu verständigen, daß ihm die Befugnis zur Errichtung und zum Betriebe von Papierfabriken werde eingeräumt werden. Zeitlin verlangte, daß diese Verfügung im „Regierungsboten“ publiziert werde. Inderthat brachte auch das offizielle Blatt bald darauf den Wortlaut dieser Verfügung in Form eines Ukases!

Die Kosakenaffäre und der Fall Zeitlin bewirkten es, daß Zar Nikolaus schließlich drei Rabbiner, die „Kronsrabbiner“ Dr. Drabkin aus Petersburg, Nemser aus Wilna, Masah aus Moskau, nach Moskau beschied, doch haben dieselben nur die Aufgabe, im Namen der Juden dem Neugekrönten zu gratulieren. Unter den anderen Deputationen an dem feierlichen Krönungszuge teilzunehmen — diese Auszeichnung wurde den Rabbinern nicht gewährt. Pessimisten legen diesem Umstande eine symptomatische Bedeutung bei und glauben, daß trotz der beiden oberwähnten Entscheidungen eine wesentliche allgemeine Aenderung zu Gunsten der Juden nicht zu erwarten sei und daß im großen und ganzen auch nach der Krönung Nikolaus II. der Geist Alexanders III. fortherrschen werde.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 4. Juni.

— **Bessere Kenntnis des Hebräischen** verlangt das preußische Kultusministerium. Die politische Tagespresse meldet:

„Der Kultusminister hat die Provinzialkollegien beauftragt, die Direktoren der Gymnasien darauf aufmerksam zu machen, daß sie diejenigen Abiturienten, welche, ohne die Reife im Hebräischen erlangt zu haben, zum Studium der Theologie übergehen, auf die baldige Nachholung der Reifeprüfung im Hebräischen vor einer wissenschaftlichen Prüfungskommission für das höhere Schulamt hinzuweisen haben.“

Zur Beruhigung aller, die die hiesige Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums besuchen wollen, bemerken wir ausdrücklich, daß diese Verfügung sich nur auf Studenten der *evangelischen* Theologie bezieht.

— **Ueber den wohlthätigen Einfluß der Juden** in Deutschland während der ersten fünfzig Jahre dieses Jahrhunderts spricht sich der ehemalige Reichsregent Carl Vogt, eines der geistvollsten Mitglieder des Parlaments der Paulskirche, in den Erinnerungen und Rückblicken „Aus meinem Leben“ in ungemein überzeugender Weise aus. Nachdem er in seiner bekannten drastischen Manier einzelne Typen der Bürgerschaft, der Gelehrtenwelt seiner Vaterstadt Gießen geschildert, fährt er fort: „Bürgerschaft und Judenschaft hatten gesellschaftlich wohl nur sehr wenige Beziehungen zu einander, waren aber nichtsdestoweniger durch Gewerbe und Handel eng miteinander verbunden. Die Juden waren ohne Zweifel rühriger und strebsamer als die behäbige Bürgerschaft, die sich in dem altgewohnten, schon von den Vätern ausgefahrenen Geleise langsam weiter bewegte. Wenn aus Gießen eine betriebsame industrielle Stadt geworden ist, von schönen Landhäusern, Villen und Gärten umgeben, so ist dies größtenteils den Leuten zu danken, welche aus dem verachteten und mißhandelten Stande der niedrigen Handelsjuden sich emporarbeiteten durch Fleiß, Intelligenz, Nüchternheit und einträchtiges Familienleben. Der Bürger war zufrieden, wenn er seinen Sohn durch Gymnasium und Universität in die Laufbahn des Beamten, Richters oder Arztes leiten konnte, wo er immer in derselben Umgebung, in dem engen Rahmen des hessischen Vaterländchens sich herumtrieb, der Jude schickte seine Söhne, die zu Hause gehänselt und geplagt wurden und sich keine Hoffnung auf eine Anstellung machen konnten, nach Frankfurt oder weiter in das Ausland, sparte sich den Bissen vom Munde ab, um ihnen eine gediegene und praktische Ausbildung zuteil werden zu lassen. Der Bürgersohn, wenn er nicht in dem väterlichen Gewerbe blieb, hoffte auf eine Versorgung vom Staate; der Judensohn wußte, daß er zu weiterem Fortkommen auf sich selbst und seine Familie angewiesen war. So zogen denn die Juden die Christen nach zu weiterem Fortschritt, und indem sie sich emporarbeiteten zu geachteten Lebensstellungen, zu werkthätigen Gliedern der Stadtgemeinde, zogen sie die andern nach auf dem Wege des Fortschritts.“ — Was Vogt hier über die Verhältnisse des damaligen Gießen sagt, dürfte im allgemeinen für alle Städte Süddeutschlands in jener Epoche Giltigkeit haben.

— **Vom Geschäftsantisemitismus.** Es ist eine bezeichnende Eigenart des Geschäftsantisemitismus, daß er zwar tapfer gegen die Juden hetzt, daß er unermüdlich schreit, „kauft nicht bei Juden“, daß er aber mit dieser Moral allemal Schiffbruch leidet, sobald das Geld im Kasten klingt. Inserate von „jüdischen“ Geschäften gegen gute Bezahlung, ei, die lassen sich die antisemitischen Blätter gern gefallen; sie fordern sogar ihre Leser ausdrücklich auf, in diesen „jüdischen“ Geschäften zu kaufen. Zu den Blättern dieser Art gehört auch der fromme „Reichsbote“. Ihm hat dieserhalb ein anderes frommes Blatt folgendes zugerufen: „Wie kommt der „Reichsbote“ nur zu all den sauberen Empfehlungen der Juden — und Judengenossen, und das nicht etwa blos im Annonceteil — während er doch das christlich deutsche Publikum schützen will? Und dabei bittet er immer, sich nur an die von ihm empfohlenen Geschäfte zu wenden.“ Die Manier, wie sich der fromme „Reichsbote“ gegenüber dieser für ihn natürlich sehr fatalen Vermöbelung herauszureden sucht, ist unbezahlbar. Das Blatt meint, es sei keiner Zeitungsexpedition möglich, vor Aufnahme der Inserate eine Prüfung über die Person des Inserenten und die angezeigte Ware vorzunehmen. Sie könne doch nicht bei jedem Inserat die Vorlegung des Taufscheines des Inserenten verlangen, denn aus dem Namen desselben könne man gar keinen Schluß ziehen. Sehr fein ausgeklügelt, diese Judenblindheit fürs Inseratengeschäft! Wenn irgendwo jemand, der einen „verdächtigen“ Namen trägt, sich irgend etwas hat zu Schulden kommen lassen, da wird sofort über den „Juden“ hergefallen und auf alle Juden ohne Ausnahme geschimpft; da wartet man nicht erst ab, ob der Mann wirklich Jude ist; da wird er lustig verbrannt. Wenn es sich aber um bezahlte Inserate handelt, so wird die zarteste Rücksicht auf einen möglicherweise vorhandenen Taufschein genommen! Das ist die antisemitische Moral in ihrer duftigsten Blüte!

— **Schlechte Geschäfte** hat der Antisemiten-Häuptling W. Kretzer in Charlottenburg mit seinem „Wegweiser durch Berlins christlich-deutsche Geschäfte“ gemacht, so daß er jetzt in einem längeren Schreiben, das anscheinend an eine große Anzahl von Personen versandt worden ist, sich als „persönlich ruiniert“ bezeichnet und die „Herzensbitte“ ausspricht, ihm eine einmalige Zuwendung von 50 bis 100 Mark, „ohne weiterem Wohlwollen Schranken zu setzen“, zukommen zu lassen. Damit erwerbe sich der Opferwillige „Gotteslohn“. Der Bettelbrief schließt mit den Worten: „Und nun gehe hin, meine Epistel, rühre das Herz des reichen Mannes, auf daß er dem bedürftigen deutschen Bruder helfe! Das walte Gott!!“ Hierzu bemerkt das B. T.: Einen widerlichen Eindruck macht es, daß die Leute, die aus dem Hetzen ein Geschäft machen, dabei beständig den Namen Gottes im Munde führen. — Daß die „Deutsche Wacht“ des Abg. Zimmermann herzlich schlechte Geschäfte macht, ja daß sie hart vor der Pleite steht, haben wir schon einmal berichtet. Hier ein neuer Belag: Vor einigen Tagen kamen in der Versteigerungshalle des königlichen Amtsgerichts in Dresden vier Aktien der „Wacht“ über je 200 Mark zur öffentlichen zwangsweisen Versteigerung. Bei der Ausbietung der vier Aktien zusammen wurden insgesamt 82 Mark — 82 für 800 Mark — geboten. Dann wurden die Aktien einzeln ausgeboten, und in diesem Falle wurden Preise von 32—37 Mark pro Aktie erzielt.

— **Abg. Iskraut als „Kläger“.** Die Strafkammer in Kassel hatte sich als Berufungsinstanz mit der bekannten Privatklage des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Pfarrer Iskraut gegen 48 Bürger der Stadt Eschwege zu beschäftigen, die Iskraut wegen eines von diesen unterzeichneten Wahlflugblattes bei der vorjährigen Ersatzwahl angestrengt hatte. In dem Flugblatte hieß es, Iskraut habe stets nur Haß und Unfrieden gepredigt, er sei aus dem Amte entlassen, und keiner seiner Kollegen aus Westfalen stelle ihm eine Kanzel mehr zur Verfügung u. s. w. Da die Beweisaufnahme einen Teil der Behauptungen als der Wahrheit entsprechend ergeben hatte, waren die Angeklagten vom Schöffengericht zu Eschwege, das ihnen auch den Schutz des § 193 St.-G.-B. zugebilligt hatte, freigesprochen worden. Die hiergegen eingelegte Berufung Iskrauts wurde von der genannten Strafkammer aus denselben Gesichtspunkten, die der Vorderrichter vertreten, kostenpflichtig

verworfen. Iskraut war persönlich erschienen, die Angeklagten ließen sich durch einen Rechtsanwalt vertreten, der das Ergebnis der Beweisaufnahme als geradezu beschämend für einen Mann bezeichnete, der die hohe Ehrenstelle eines Reichstagsabgeordneten bekleide. Und so ist denn der Kläger Iskraut gerichtet.

— **Dittes und Galimberti.** Es ist nicht unwichtig, die Stellung hervorragender Persönlichkeiten zu dem Judentum und seinen Bekennern gelegentlich festzustellen. Zwei Große unseres Zeitalters sind vor kurzem aus dem Leben geschieden: Der berühmte Pädagoge Dr. Friedrich Dittes in Wien und der mächtige Kardinal Galimberti in Rom. Beide haben bei Lebzeiten Veranlassung genommen, sich über Juden und Judentum auszusprechen. Dittes in seiner „Geschichte der Pädagogik", wo er die alten Völker Revue passieren läßt und von den Arabern, die er als Förderer der Wissenschaft schildert, auf die Juden wie folgt zu sprechen kommt: „Und so haben wir denn die Israeliten als das einzige pädagogische Volk des semitischen Stammes zu betrachten. Sie allein stehen noch heute als lebendiger Zweig dieses alten Stammes inmitten der großen Völkerfamilie; Jahrhunderte hindurch, unter egyptischer, babylonischer, persischer, macedonischer, syrischer und römischer Knechtschaft, unter Verfolgungen durch Heiden, Christen und Muhammedaner, unter dem Drucke harter Gesetze, unter der Verachtung der Nationen, unter der aussaugenden und entwürdigenden Staatskunst der Regenten haben sie ihr Eigenleben bis auf diesen Tag behauptet; ihre Freiheit, ihre Rechte, ihre Arbeit, ihre Existenz standen fast immer und überall in Frage, ihr Vaterland, fast auch ihre Sprache haben sie verloren; aber ihr Blut, ihren Charakter, ihr Selbstgefühl, ihren Nationalstolz, ihren Glauben haben sie bewahrt. Wenn irgend ein Volk auf dem weiten Erdenrunde, so haben die Israeliten bewiesen, welche Macht einer konsequenten Erziehung eigen ist." Ueber die Erziehung bei den Juden äußert sich Dittes: „Das Familienleben ist seine Basis, die Familienerziehung die Grundform seiner pädagogischen Praxis, der Familiensinn, das feste Zusammenhalten der Blutsverwandten bildet einen Grundzug der israelitischen Nationalität. Ehrfurcht, Gehorsam und werkthätige Dankbarkeit ist heilige Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern; strenge Zucht, entspringend aus treuer Sorge für das Lebensglück der Kinder, ist das wichtigste Anliegen der Eltern." Ausführlich erörtert Dittes nun das Erziehungs- und Unterrichtswesen bei den Juden von der Zeit ihres ersten Auftretens als Volk in der Geschichte bis zum Verluste seiner politischen Freiheit. Dabei bemerkt er: „Doch haben die Juden in letzter Zeit des Altertums, sodann durch das ganze Mittelalter hindurch und bis auf die Neuzeit herauf fortwährend eine rege Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft entfaltet. Ueberall, wo sie in größerer Anzahl beisammen wohnten, nicht blos in Jerusalem, Alexandria, Babylon und anderen Städten des Orients, sondern auch in den romanischen und deutschen Ländern unterhielten sie blühende Akademien, welche die Stellen der späteren Hochschulen vertraten." Folgende Worte beschließen das den Juden gewidmete Kapitel: „Im Ganzen haben die unter allen Völkern zerstreuten Israeliten immer eine hervorragende Begabung und ein lebhaftes Interesse für intellektuelle Arbeit an den Tag gelegt, und Jahrhunderte lang sind sie die wichtigsten Pfleger der Wissenschaften: der Mathematik, Astronomie, Medizin, Geschichte, Sprachkunde und Philosophie gewesen. Noch jetzt zeichnen sich die Juden durch große Regsamkeit auf allen Gebieten des geistigen Lebens aus. Insbesondere ist auch ihre Beteiligung am Schulwesen meist eine sehr eifrige. Die Eltern halten ihre Kinder nachdrücklich zum Lernen an und bekümmern sich sorgfältig um deren Fortschritte; die Kinder stehen nicht selten an Wißbegierde und zähem Fleiße ihren christlichen Glaubensgenossen voran. Auch an wohlthätiger Menschenfreundlichkeit zur Erziehung der vom Schicksale oder von der Natur vernachlässigten Kinder (der Waisen, Tauben, Blinden) fehlt es den Israeliten nicht, wie ihnen überhaupt der Sinn für Humanität nur mit Unrecht abgesprochen werden kann. Und wenn auch noch manche Schattenseite als Erbteil des Stammes und als Wirkung langer Mißhandlung vorhanden sein mag, so haben doch die modernen Völker allen Grund, an ihre eigene Brust zu schlagen und mit den Israeliten eine aufrichtige Versöhnung auf Grundlage voller Gleichberechtigung herbeizuführen." — Freilich, wie Dittes, der Pädagoge konnte Galimberti, der Kardinal nicht schreiben, dennoch ist eine Stelle aus einer Ansprache, die der Kardinal bei einem am 16. Juni 1879 von dem Bischof Dr. Ferdinand Dulanszky in Fünfkirchen gegebenen Festmahle an den Juden Josef Engel de Jánosi richtete, der Wiedergabe wert. „Unsere Kirche", sagte er, „steht Ihrer Konfession keineswegs feindlich gegenüber, ist sie doch aus derselben hervorgegangen und hat sie doch mit ihr so viele Berührungspunkte, wie die Bibel, die Propheten, die Psalmen und noch mehr. Jede positive Religion ist dem leider überhand nehmenden Atheismus vorzuziehen, der die soziale Ordnung zerstört, daher sollen alle Konfessionen einig sein und friedlich neben einander wirken. Den Intentionen des heiligen Vaters entsprechend, sind auch meine Bestrebungen hierauf gerichtet. Versichern Sie Ihre Glaubensgenossen meiner aufrichtigsten Sympathien."

— **Eine wichtige Entscheidung.** Wir lesen in der „Frankfurter Zeitung": Das Oberverwaltungsgericht beendigte nach mehrfachen Terminen einen Rechtsstreit, der für die israelitische Gemeinde in Frankfurt a. M. von größter Bedeutung ist. A. Moos in Frankfurt a. M., der noch der politischen Gemeinde Gailingen in Baden und der israelitischen Gemeinde daselbst angehört, ist vom Vorstand der israelitischen Gemeinde in Frankfurt für das zweite Halbjahr 1893/94 zur Schätzungssteuer mit Mk. 24 veranlagt worden. Nach erfolglosem Einspruch beschritt Moos den Klageweg. Der Bezirksausschuß und nun auch das Oberverwaltungsgericht erklärten die Frankfurter israelitische Gemeinde nicht für berechtigt, den Kläger Moos zur Schätzungssteuer heranzuziehen. Das Oberverwaltungsgericht erachtete allerdings die Gründe des Bezirksausschusses für nicht zutreffend, führte aber seinerseits aus, daß kein Gesetz der israelitischen Gemeinde das Recht gegeben habe, alle innerhalb der Stadt Frankfurt a. M. wohnhaften Juden zu den Lasten der israelitischen Gemeinde heranzuziehen. Das Frankfurter großherzogliche Dekret vom 30. Januar 1812 ordnet zwar die Bildung einer „Israelitischen Verwaltungsbehörde" an und bezeichnete unter den Amtsverrich-

tungen dieser Behörde auch die Erhebung und richtige Verwendung der erforderlichen jährlichen Umlagen. Das Gesetz spricht aber ganz allgemein nur von den inneren Gemeindeverhältnissen der Bürger israelitischer Religion, umgrenzt an keiner Stelle den Kreis der israelitischen Religionsgemeinde und enthält keine Bestimmung des Inhalts, daß jeder in Frankfurt a. M. sich niederlassende Jude ohne weiteres der Religionsgemeinde als Mitglied angehören, ihr gegenüber beitragspflichtig sein soll. Das Gesetz vom 1. September 1824 handelt nur von den Rechten der Juden im Staat und in der bürgerlichen Gemeinde, enthält aber keine neuen, auf die innere Organisation der israelitischen Gemeinde als Kultusgemeinde bezüglichen Vorschriften. Aehnlich verhält es sich mit dem Regulativ vom 8. März 1839. Das Gemeindeverfassungsgesetz vom 25. März 1867 läßt die Rechtsverhältnisse der Religionsgemeinden völlig unberührt. Das Gesetz vom 23. Juli 1847 scheidet für die Beurteilung ganz aus, weil es im Gebiete der vormaligen freien Stadt Frankfurt nicht eingeführt ist. Ein Gutachten des Rabbiners Dr. Horovitz gelangte auf Grund der geschichtlichen Verhältnisse der Frankfurter Juden zu dem Ergebnis, es ermächtige das von den zuständigen staatlichen Behörden für die inneren Angelegenheiten der israelitischen Gemeinde als maßgebend anerkannte jüdische Glaubensgesetz die Gemeinde, von jedem länger als ein Jahr in Frankfurt a. M. wohnenden Juden eine seiner Leistungsfähigkeit entsprechende Steuer zu Gemeindezwecken zu erheben. Ein Memorandum des Rechtsanwalts Plotke sucht auf gleicher historischer Grundlage nachzuweisen, daß zu allen Zeiten, soweit urkundliches Material sich auffinden lasse, die sämtlichen in Frankfurt a. M. domizilierenden Juden zur israelitischen Gemeinde gehört hätten und zu deren Lasten beizutragen verpflichtet gewesen seien. Dem gegenüber steht fest, daß die den talmudischen Schriften entnommenen Bestimmungen die staatliche Sanktion nicht erhalten haben. Der Inhalt des älteren Rechts hat hier seine Bedeutung dadurch längst verloren, daß der Gegenstand inzwischen neu kodifiziert worden ist. Die Stättigkeits- und Schutzordnung der Judenschaft zu Frankfurt a. M. vom 30. November 1807 trifft auch darüber, wer zur Gemeinde gehört und beitragspflichtig ist, Bestimmung. Freilich ist sie inzwischen längst wieder außer Kraft getreten. Allein diese Thatsache weist darauf hin, daß, wenn noch ein Rechtsschutz zu Gunsten der israelitischen Gemeindesteuerpflicht besteht, dessen Entstehung nur der Zeit nach Aufhebung der Stättigkeitsordnung angehören kann. An einem solchen Gesetz fehlt es aber. Bei dieser Sach- und Rechtslage bedarf es nicht erst noch des näheren Nachweises, daß auch die Nächstbeteiligten seit Jahrzehnten mehr oder weniger im Unklaren darüber gewesen sind, wie weit der Kreis der ihnen gegenüber Beitragspflichtigen reicht und vollends darüber, welche gesetzlichen Bestimmungen ihnen in dieser Beziehung zur Seite stehen. Vielmehr war ohne weiteres zu Ungunsten des Vorstandes der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. zu erkennen.

— **Konkurrenz der Wunderrabbis.** Dem antisemitischen „Deutschen Volksblatt" in Wien wird aus Lemberg geschrieben: „Das lächerliche Schacherwerk mit der Austreibung des in einer Jüdin sitzenden Teufels hat unter den hiesigen orthodoxen Juden eine förmliche Gährung hervorgerufen und dieselben in drei Parteien gespalten. Bekanntlich gab die Jüdin Sprinze Weinreb an, von einem Teufel besessen zu sein, fuhr zum Rabbi nach Belz und erzählte nach ihrer Rückkehr, der Rabbi habe den Teufel ausgetrieben. Nun sind aber in Galizien noch zwei andere „große" Rabbis und „Wundermacher", welche wahrhaft fürstliche Einkommen haben. Es sind dies der Rabbi von Sadagora und der Rabbi von Olesko. Diese fürchten nun, die Konkurrenz des Wunderrabbis von Belz könnte ihren Ruf als Wundermacher beeinträchtigen und ihre Einkünfte schmälern. Deshalb intriguieren sie durch ihre hiesigen Agenten gegen den Rabbi von Belz und erzählen, er sei ein Schwindler. Die Agenten des Rabbi aus Sadagora behaupten, nur dieser „heilige" Rabbi kann Wunder machen. Die Agenten des Rabbi von Olesko aber sprechen sowohl dem Sadagoraer als auch dem Belzer Rabbi die Wunderkraft ab und versichern, der Rabbi von Olesko treibe den Teufel viel schneller aus, als das seinem Belzer Kollegen angeblich gelungen sei und treibe ihn ohne quälende Manipulationen aus, die der Rabbi von Belz bei seiner Patientin angewendet habe. Auf diese Weise entstanden unter den hiesigen orthodoxen Juden drei förmliche Sekten: die eine glaubt an den Rabbi von Belz, die andere an den Rabbi von Sadagora, die dritte an den Rabbi von Olesko." — Wir geben diese Darstellung eines feindlichen Blattes wieder, weil sie — Gott sei es geklagt — ausnahmsweise wahr zu sein scheint.

— **Gladstone über Dr. Herzls Schrift „Ein jüdischer Staat".** Sir Samuel Montague, welcher Herrn Gladstone ein Exemplar von Dr. Herzls „Judenstaat", übersetzt von Miß Sylvie d'Avigdor, geschickt hatte, erhielt ein Antwortschreiben, das die folgenden gewichtigen Sätze enthält: „Der Gegenstand Ihrer Sendung ist sehr interessant. Für einen Außenstehenden ist es nicht leicht, sich darüber ein Urteil zu bilden; ungehörig ist es vielleicht, es auszusprechen, wenn man sich doch eines gebildet. Ueberrascht bin ich jedoch, das Elend der Juden so offen festgestellt zu sehen. Ich bin stark anti-antisemitisch."

— **Ein englischer Egidy?** Père Hyacinthe (M. Loyson) schreibt folgendermaßen an einen Freund aus Jerusalem: „Ich verfolge meine Aufgabe, eine Annäherung zwischen den drei großen monotheistischen Religionen herbeizuführen, nicht aber wie die Zeitungen behaupten, in der Absicht, sie in eine einzige Religion zu verschmelzen — das wäre wahnsinnig — sondern in der Hoffnung, ihren Anhängern, Christen und Juden sowohl als Muhammedanern, zu lehren, daß sie zu einem besseren Einvernehmen gelangen, mehr Nachsicht gegeneinander üben und wenn möglich einander mehr lieben müssen. Wenn auch in der jetzigen Zeit diese drei Religionen von einander geschieden sein müssen, so müssen sie unter allen Umständen denn doch aufhören, Feinde zu sein."

— **Frau Salis Schwabe.** In Neapel starb dieser Tage Frau Salis Schwabe, eine der größten Philanthropinnen dieses Jahrhunderts. Ihr ganzes Leben und Vermögen war der Sache der Kindererziehung gewidmet. Frau Schwabe wurde 1819 geboren. Ihre Familie waren hochangesehene Hamburger Juden. Als junges Mädchen heiratete sie ihren Vetter und ließ sich in England nieder, wo ihr Gatte lange Zeit ein thätiges Mitglied der Glasgow-Synagoge war. Nach dem

Tode ihres Gatten kam Frau Schwabe nach Italien und war sehr überrascht durch die Unwissenheit des Volkes und seinen vollständigen Mangel an Bildung und Erziehung. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung konnte weder schreiben noch lesen. Frau Schwabes Plan war, in Neapel eine Schule zu gründen nach dem System von Fröbel und Pestalozzi. Die italienische Regierung gab einen Teil des Ex-Collegio medico her, durch Frau Schwabes eigene Bemühungen wurden große Summen Geldes gesammelt und 1874 konnte sie das erste Fröbel-Institut, eine Ausbildungsschule für Lehrer, und einen Kindergarten für Kinder eröffnen. Die Kinder der Reichen mußten bezahlen, während arme Kinder frei aufgenommen wurden. Der Erfolg dieser Schule führte zur Gründung einer ganzen Reihe ähnlicher Institute in Italien. Frau Schwabe ging nun daran, in England gleichfalls Fröbelschulen einzuführen. Mit Hilfe des Herrn Claude Montefiore sammelte sie die nötigen Geldsummen und im vorigen Jahre wurde in West-Kensington die erste Fröbelschule von der Kaiserin Friedrich feierlich eröffnet. Frau Schwabes persönlicher Charakter kann nicht laut genug gepriesen werden. Sie war eine edle Frau in jedem Sinne des Wortes. Mit bedeutenden Geistesgaben ausgestattet, widmete sie ihre ganze Energie dem Wohle ihrer Nebenmenschen. Sie hatte ein wunderbares Organisationstalent und mit nimmer rastendem Eifer verstand sie es, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Jüdische Angelegenheiten verfolgte Frau Schwabe stets mit dem größten Interesse. In freigebiger Weise steuerte sie zu den 1891 aufgebrachten russisch-jüdischen Geldsammlungen bei. Sie war eine persönliche Freundin der Kaiserin Friedrich und der Königin von Italien.

— **Aberglaube in Nordafrika.** In Alexandrien ist die Cholera ausgebrochen. Die Garnison blieb bisher von der Cholera gänzlich unberührt, und unter den Eingeborenen ist das Gerücht verbreitet, die Engländer hätten die Seuche durch Vergiftung der Brunnen erzeugt, besäßen jedoch das Gegenmittel. — Die Spezialforscher Rohling, Deckert, Sedlatzek und wie sie sonst heißen mögen, werden sicherlich zugeben, daß diese Beschuldigung widerlicher Aberglaube sei, wofern sie nicht gegen Juden gerichtet ist.

— **Jüdische Kolonien im heiligen Lande.** Baron Edmund von Rothschild, der Vater der jüdischen Kolonien von Palästina, hat zu den bereits bestehenden eine neue Kolonie hinzugefügt. Sie heißt auf arabisch Mutelle und liegt in Galiläa, nahe der Straße, welche von Safed nach Bazias führt und von da nach Damaskus. Es ist sechs Stunden Fahrt von Safed und etwa vier Stunden von der Kolonie Jessod Hamaalah. Die Kolonie befindet sich im Gebiete des Stammes Dan, dessen Land im Buche der Richter geschildert wird als „ein Ort, wo an nichts Mangel ist". Die Ortschaft hat Häuser und Tennen und 13,000 Dunams Land (= etwa 3000 Acres), etliche natürliche Quellen, eine Wasserkraft-Mühle und nahebei liegen die Quellen des Jordanflusses. Hier hat Baron von Rothschild 50 Farmarbeiter aus den andern Kolonien angesiedelt, welche seit wenigstens fünf Jahren Erfahrung in der Feldarbeit hatten und sich selbst gut aufgeführt haben. Diese Kolonie soll nach einem andern System eingerichtet werden als das bisher angewandte war, d. h. nach einer Art von Selbstverwaltungs-System (home-rule). Während in den andern Kolonien Baron Rothschild einen Verwalter und andere Beamte ernannte, die alle Geschäfte der Kolonie leiteten, sollen in der neuen Niederlassung die Kolonisten ihre Angelegenheiten selbst regeln und auf eigenen Füßen stehen. Jeder Kolonist bekommt seinen Anteil an Land, Zug- und Pflugtieren und Ackerbaugeräten, mit Vorräten für nur ein Jahr, und im zweiten Jahre muß er für das Erhaltene zu zahlen anfangen, in Raten welche 10 Jahre hindurch laufen. Die Mühle mit 1000 Dunams Land soll Gemeindeeigentum bleiben. Den unverheirateten Kolonisten ist zur Bedingung gemacht daß sie, wenn sie sich verheiraten, ihre Frauen aus den Töchtern der Palästina-Kolonien wählen müssen.

Feuilleton.

Das Gehalt der Rabbiner in Elsaß-Lothringen.

Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage von Adolf Crémieux.*)
Nach französischen offiziellen Quellen bearbeitet
von Rabbiner Dr. M. Aschkanaze in Straßburg (Elsaß).

Laut Gesetz vom 8. Februar 1831 werden die Beamten des israelitischen Kultus vom Staate besoldet; eine königliche Ordonnanz vom 22. März desselben Jahres bestimmt das Gehalt des Ober-Rabbiners im Zentral-Konsistorium auf 6000 Frcs., und das des Ober-Rabbiners im Bezirks-Konsistorium auf 3000 Frcs.; sie bestimmt ferner die Kosten der jährlichen Unterhaltung der Zentral-Rabbiner-Schule auf 8500 Frcs. Eine zweite königliche Ordonnanz vom 6. August 1831 regelt das Gehalt der Gemeinderabbiner und der Vorsänger, die Ziffer der allgemeinen Bevölkerung und die der israelitischen Bevölkerung als Basis nehmend. Nach dieser Ordonnanz war das Minimum des Gehalts 300 Frcs. = 240 Mk.

Dieser Modus wurde bis 1846 eingehalten.

Zu dieser Zeit sehen wir Crémieux gelegentlich der Verhandlungen über das Kultusbudget unermüdlich dahin strebend, durch Gehaltaufbesserung die mißliche Lage einer ansehnlichen Zahl israelitischer Kultusbeamten besser zu gestalten, was ihm auch gelang. Seither hat er jedes Jahr seinen Vorschlag erneuert mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, die ihm mit Recht die Dankbarkeit seiner Glaubensgenossen und unsere Bewunderung dafür, daß er im Parlament offen und ehrlich sich nicht gescheut, das Interesse der Kultusbeamten seiner Religion zu vertreten und hiermit öffentlich erklärt: עברי אנכי, Ich bin Jude! — für immer gesichert. Dank seiner beredten Fürsprache und seiner edlen Bestrebungen zugunsten einer so gerechten Sache, sind die Gehälter einer großen Anzahl Rabbiner und Vorsänger, der Würde des Dienstes entsprechend, höher gestellt worden.

Zu diesem Behufe wollen wir nur den Text der Verhandlungen hier wiedergeben, die jedes Jahr seit 1846 im Schoße der Deputierten-Kammer über das Budget des israelitischen Kultus stattgefunden haben.

---

*) Wir konnten bis heute den Aufsatz nicht unterbringen und veröffentlichen ihn etwas post festum. Red.

I.

Deputierten-Kammer.

Sitzung vom 2. Mai 1846.

Kapitel XVIII. Ausgaben für den israelitischen Kultus 115400 Francs.

Crémieux: Meine Herren! Ich bitte die Kammer, mir eine Bemerkung zu gestatten, die, wie ich hoffe, Ihre Sympathie erzielen wird.

Ich beginne damit, meinen verehrten Freunden und Allen zu erklären, daß der israelitische Kultus mit der Protektion, die ihm seitens der Regierung zuteil wird, und mit der Stellung, die er im Lande einnimmt, sehr zufrieden ist.

Ich bezeige daher der Regierung diese öffentliche Erkenntlichkeit und danke ihr hierfür in gebührendster Weise.

Nichtsdestoweniger, meine Herren, ist eine Reklamation absolut unumgänglich geworden, ich will sie Ihnen nun vorlegen.

Seit der Ordonnanz vom Mai 1844 hat sich die Lage einer beträchtlichen Zahl israelitischer Kultusbeamten, die — gestatten Sie mir diesen Ausdruck — schon vor der Ordonnanz sehr traurig war, noch verschlimmert, und, um Ihnen das zu beweisen, brauche ich sie nur auf die Bemerkungen auf Seite 71 hinzuweisen, die der Bericht Ihrer Budget-Kommission darüber gemacht. Ich bitte die Kammer, sie mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören. (Hört! hört!)

„Von welcher Art auch die Vorsicht sein möge, die der Budget-Kommission durch ihre Lage empfohlen wird, darf sie es dennoch von sich nicht zurückweisen, in gewissen Ausnahmefällen die Aufmerksamkeit der Regierung auf Bedürfnisse, denen zu genügen die strenge Pflicht gebietet, zu lenken. Diese Betrachtung läßt sich auf die Rabbiner oder auf die israelitischen Kultusbeamten anwenden."

„Vor der Bekanntmachung der wesentlichen Verordnung vom 25. Mai 1844 über diesen Kultus war es den Rabbinern erlaubt, eine Profession auszuüben, deren Einkommen neben dem geringen Gehalt es ihnen ermöglichte, für ihre Lebensbedürfnisse zu sorgen. Aber der Artikel 57 dieser Ordonnanz proklamiert die unumschränkte Unvereinbarkeit irgendwelcher industriellen und kommerziellen Profession mit der Funktion eines Rabbiners. Es ist daher eine große Anzahl unter ihnen, nämlich 41, in Gemeinden mit über 200 israelitischen Seelen, blos auf das geringe Gehalt von 300 Frcs. angewiesen; sie entbehren infolgedessen der notwendigsten Dinge im Leben; denn in einer großen Anzahl der Ortschaften erhalten sie gar keinen Zuschuß der Gläubigen. Diese Lage hat uns beachtenswert geschienen, und veranlaßt uns, sie der Vorsorge des Ministers der Justiz und der Kulte zu empfehlen."

Meine Herren! Ich bitte die Kammer, mir einen kleinen Beweis von Sympathie zu gewähren, und selbst in diesem Jahre zu bestimmen, einer bestimmten Anzahl unserer Kultusbeamten ein wenig Brot, das sie nicht haben, zu geben. Ich verlange eine geringe Aufbesserung, einen Zuschuß bis zum Betrage von 500 Frcs. für das Etatsjahr 1847 (für die Gehälter von 300 Frcs.) in der Erwartung, daß die Vorsorge des Herrn Ministers auch diejenigen Gehälter, die wohl über 300 Frcs., aber keine 500 Frcs. betragen, dieselben bis zu diesem Betrage aufbessern werde.

Auf unser Verlangen hat die Regierung im Mai 1844 eine Verordnung erlassen, welche durch eine besondere Verfügung es den Rabbinern verbietet, irgend welche Industrie oder irgend welchen Handel zu treiben. Es ist eine Verfügung, die wir im Interesse der religiösen Würde hervorgerufen haben. Wir haben nicht gewollt, trotz alter Gewohnheit, daß Geistliche eines vom Staate unterhaltenen Kultus sich irgend welcher industriellen Profession hingeben.

Für die Geistlichen des israelitischen Kultus giebt es nicht, wie für die Geistlichen christlicher Kulte, das was man Casualien nennt, mit Ausnahme einiger reichen Trauungen, und da müssen sie sehr reich sein. Die Geistlichen des israelitischen Kultus erhalten nur das, was der Staat ihnen giebt. Nun aber, meine Herren, vermögen nicht 300 Frcs. der Existenz eines Menschen zu genügen, und die israelitischen Rabbiner sind verheiratet und sind also Familienväter. Die Budget-Kommission erklärt, daß diese Summen den Bedürfnissen des Lebens nicht genüge; aber sie begnügt sich damit, sie der Fürsorge des Ministers zu empfehlen. Man muß aber gleichwohl vorerst leben und das ist es, weshalb ich Sie bitte, in der Erwartung, daß der Minister in seiner Vorsorge einen Gesetzentwurf vorlegen wird, um die nötige Summe zu bewilligen, wie es für Kultusbeamte angemessen ist, verlange ich von Ihnen die Gehälter von 300 Frcs. auf 500 Frcs. zu erhöhen, wie auch diejenigen, die die Ziffer von 500 Frcs. nicht erreichen. Der ganze Betrag wird 8,200 Frcs. betreffen.

Das ist die einzige Antwort, die die Kammer denjenigen zukommen zu lassen hat, die sich wundern, daß in unserem Lande der Freiheit der israelitische Kultus vom Staate unterhalten wird. In Hirtenbriefen greifen sie diesen rechtmäßigen Schutz an; antworten Sie ihnen durch ein neues Zeichen der Sympathie, durch einen neuen Beweis des brennenden Wunsches, der Sie beseelt, nämlich, diese teure Freiheit zu beschützen. (Von allen Seiten: Unterstützt! Unterstützt!)

(M. le garde des sceaux). Der Justizminister: Die Reklamation des ehrenwerten Herrn Crémieux ist vollständig gerecht. Die Aufbesserung des Gehaltes der Rabbiner ist ein Bedürfnis der Gerechtigkeit. Ich selbst würde im Budget diese Aufbesserung vorgeschlagen haben, wenn ich mich nicht in einer besonderen Lage befunden hätte, die ich der Kammer schildern muß.

Die Ordonnanz, für die der ehrenwerte Herr Crémieux seinen Dank ausgesprochen, erstrebt die Bildung eines Zentral-Konsistoriums, an dessen Spitze ein Rabbiner gestellt werden soll, der aber noch nicht ernannt ist. Ich erstrebe mit meinen Wünschen und mit meinen Instanzen die endgiltige Einsetzung dieses Konsistoriums, weil ich mich dann mit ihm verständigen möchte, um nicht Vorschläge zu wagen, die mit den Kultusbedürfnissen nicht übereinstimmen.

Das also, meine Herren, ist der Grund der Unthätigkeit der Regierung in diesem Jahre.

Da ich ferner weiß, daß der Rabbiner bestimmt ernannt sein wird, und daß ich dann in die Lage komme, mir bei ihm alle nötigen Auskünfte zu verschaffen, übernehme ich heute ohne Zaudern die Verpflichtung, im nächsten Budget eine genügende Summe zu verlangen, um den Rabbinern Gehälter zu ge-

währen, die den Wünschen des ehrenwerten Herrn Crémieux entsprechen.

Wenn die Kammer indes meint, in Erwägung dessen, daß die Aufbesserung höher ausfallen, wie sie vom ehrenwerten Herrn Crémieux gefordert wird, schon jetzt die Aufbesserung von 8,200 Frcs. bestimmen zu müssen, die den Gegenstand des Amendement ausmachen — fern davon mich darüber zu beklagen — schließe ich mich dann vielmehr recht gerne diesem Votum an. (Ja! ja! Zur Abstimmung.)

Der Herr Präsident: Ich frage die Kammer über das Amendement des Herrn Cremieux an, welches bestimmt, in das Budget des israelitischen Kultus den Betrag von 8,200 Frcs. einzustellen.

Es wird über das Amendement abgestimmt und es wird angenommen.

Es wird über das ganze Kapitel abgestimmt und es wird angenommen.

(Moniteur, 23. Mai 1846.)

Daß es bei der Verhandlung über den vom Minister in Aussicht gestellten Gesetzentwurf dem für die Interessen der israelitischen Kultusbeamten so warm eintretenden Crémieux vorerst nicht gelungen war, das Regierungsmotiv zum Gesetze zu erheben, und daß sich Crémieux trotzdem nicht abschrecken ließ, sein Ziel weiter zu verfolgen, darüber werden wir aus den folgenden sehr interessanten Verhandlungen ein Mehreres erfahren.

Klassischer Antisemitismus.

Von Camilla Tauber, Prerau.

In der Geschichte der Vorurteile wird vielleicht kein einziges mehr verbreitet gefunden, als das Vorurteil gegen die Juden. Wir begegnen ihm in der alten und neuen Litteratur jeder modernen Nation, wir blicken darauf in dem täglichen Leben der Vergangenheit, und finden es sogar in den liberalsten Ländern und freidenkendsten Zeiten vorherrschend. Eine von den Nationen am meisten gebrauchte Erklärung für dieses Vorurteil lag in den Worten: „Dies ist das Brandmal einer Nation, welche den Heiland gekreuzigt hat." In Wirklichkeit jedoch ist dies ein Ausspruch ohne jede Gewähr, denn dieses Vorurteil bestand schon lange vor dem Christentume, und der Antisemitismus ist ein 22 Jahrhunderte altes Erbe.

Eben dies ist der Schluß, zu welchem Theodor Reinach*) nach einem Studium aller derjenigen Stellen in der griechischen und lateinischen Litteratur gelangt, in welchen der Juden erwähnt wird. Er sammelte über 200 Auszüge aus mehr als 100 Autoren, mit Ausschluß von Inschriften und Gesetzen, welche er für einen anderen Band vorbehält. Jeder Auszug ist vollkommen abgedruckt, und in einer Parallel-Säule damit läuft die französische Uebersetzung, während kurze, aber vortreffliche Fußnoten die Seite vervollständigen. Eine derartige Zusammenstellung ist von zwei verschiedenen Gesichtspunkten schätzbar. Erstens hört die alte jüdische Geschichte, insofern Juden selbst sie geschrieben haben — wie Reinach bemerkt — mit Nehemiah auf. Sie wird dann wieder, allerdings intermittierend, mit den Büchern der Makkabäer, der „Gesandtschaft" des Philo, den „Kriegen der Juden" des Josephus fortgeführt. Was die übrigen vier Jahrhunderte betrifft, von Alexander bis zu dem großen Aufstande gegen Rom, übertrug Josephus in seinen „Altertümern der Juden" zum größten Teile nur die Werke heidnischer Historiographen und Monographien. Nach dem Tode des Josephus, und bis ins fünfte Jahrhundert muß der jüdische Geschichtsforscher oft zu den Heiden oder zu den christlichen Chronisten seine Zuflucht nehmen. Daher bilden die Ueberbleibsel der heidnischen Autoren von überallher gesammelt und in dieses Buch gebracht, dessen besten Teil, da sie die ältesten Originale sind, wahre Quellen zum Studium dieser Periode der politischen Geschichte der Juden.

Es ist jedoch mehr der zweite Gesichtspunkt, den Reinach in seinen Bemerkungen und in der Einleitung besonders hervorkehrt. Das Hauptinteresse an diesem Buche liegt nicht so sehr in irgend einer neuen Entdeckung, durch welche diese Sammlung auf dem Felde der politischen Geschichte hervorragen sollte, als darin, daß sie uns Gelegenheit bietet, zu beachten, wie verschieden die Meinungen der Griechen und Römer über die Juden selbst sind. Wir können diese Meinungen hier Schritt für Schritt durch sechs Jahrhunderte verfolgen. Wir sehen, wie Zuneigung und Antipathie abwechselte, und wie die Antipathie vielfach in denselben Redensarten, wie sie heutzutage in Europa modern sind, ihren Ausdruck fand. Diese verächtlichen Phrasen des Tacitus, diese Beschuldigungen eines Posidonius oder Molon finden noch heute ihr Echo in der laufenden Polemik; ein wieder zum Leben erwachter Apion schrieb in großen Pamphleten und kleinen Journalen und die Vorurteile, welche durch zweitausend Jahre in Umlauf gesetzt wurden, bewirken noch Ausnahmegesetze gegen die Juden und fordern Opfer.

Obwohl die Griechen der attischen Zeit über die Juden etwas gewußt haben mußten, wie aus einer oder zwei Stellen in Herodot ersichtlich ist, haben sie uns dennoch in ihren Werken nichts über sie hinterlassen. In Griechenland sind die Juden in den Schriften der Philosophen der Alexandrinischen Zeit zum erstenmale der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Anfangs begegnete man ihnen nicht feindselig. Fast alle Philosophen waren Freidenker, die durch ihre philosophischen Betrachtungen zu einer Art von schwankendem Monotheismus gelangt waren, weshalb sie eine Nation achten mußten, die sich zu einer so erhabenen und der hellenischen Philosophie so ähnlichen Gottesidee emporgeschwungen hatte. Die Einfachheit und Reinheit der Moral der Juden, die erhabene Größe ihres geistigen Kultus, ihr ausdauerndes und leidenschaftliches Studium des Gesetzes, welches — oberflächlich betrachtet — einer metaphysischen Forschung gleicht, dies alles war von vornherein in höchstem Maße geeignet, die Aufmerksamkeit und Bewunderung der griechischen Philosophen zu erregen. Theophrastus nennt die Juden eine Nation von Philosophen; Klearchus reiht sie den indischen Gymnosophisten an; spätere Schriftsteller sagten, daß Pythagoras und andere griechische Philosophen viel von ihnen entlehnt haben; Strabo

*) Fontes Rerum Judaicarum, I. Textes d'auteurs grecs et romains relatifs au Judaïsme, par Theodor Reinach, Paris, Leroux, 1895.

preist Moses und seine nächsten Nachfolger. Sogar Tacitus giebt in der Mitte seiner leidenschaftlichen Invektive gegen die Juden zu: „Die Juden ehren eine einzige Gottheit, und zwar im Geiste, eine hocherhabene und ewige, der nichts gleicht und die niemals enden wird.“ Das sorgfältige Eindringen der Philosophen in die Eigenheiten der hebräischen Religion, in ihre Opfer, Sabbate u. s. w., beweist, daß die gegen fremde Gottheiten immer gastfreundlichen Griechen ein Sehnen fühlten, diesen neuen Gott ebenfalls ihrem Pantheon einzureihen. Als zur Zeit des römischen Kaiserreiches mit dem Verlassen des alten Glaubens alle möglichen Arten von Aberglauben eifrig angenommen wurden, war eine Flut von Leuten zu sehen, welche sich wenigstens zu den äußerlichen Gebräuchen des Judentums bekehrten; und die Anspielungen des Horaz, Tibul, Ovid, Persius, Seneca und Juvenal — sarkastisch und höhnisch wie sie sind — zeigen auch ohne die Verfolgungen unter Domitian, wie weit sich die jüdische religiöse Bewegung in Rom verbreitet hatte.

(Schluß folgt.)

Der Schutzdukaten.

Von R. E. Sch.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später befanden sich der Parneß und der Schatzmeister bei dem Grafen, der ihnen in gedrängter Kürze auseinandersetzte, um was es sich handelte und den Wunsch äußerte, da seine Abreise spätestens am nächsten Morgen erfolgen sollte, mit der Gemeinde heute noch das Geschäft zu einem Abschlusse zu bringen. „Euere Abgabe,“ fügte der Graf hinzu, „beträgt jährlich 100 Dukaten, zahlt mir heute noch das Schutzgeld für die nächsten fünf Jahre im voraus und ich will Euch 100 Dukaten erlassen und mich mit 400 für abgefunden erklären. Sobald wieder geordnete Zustände im Lande eingetreten sein werden, will ich mit Euch auch der Ablösung des Schutzdukatens wegen unterhandeln und diese Angelegenheit zu Eurer Zufriedenheit ordnen.“

„Gnädigster Herr,“ erwiderte der Parneß, mit seinem Freunde Cohn ein Blick des Verständnisses wechselnd, „in unserer Gemeindekasse befindet sich eine solche große Summe nicht, auch hat der Vorstand kein Recht, über Gemeinde-Gelder bis zu solch einer Höhe eigenmächtig zu verfügen. Wir müssen deshalb die Ansicht sämtlicher Gemeindemitglieder hören, was aber erst am nächsten Samstag geschehen kann, da fast alle unsere Glaubensgenossen ihre Geschäfte außerhalb der Stadt betreiben und selten vor Freitag Nachmittag zurückkehren. Doch um Ihnen zu zeigen, daß wir Juden treue Unterthanen sind, wollen wir, Cohn und ich, den geforderten Betrag einstweilen zahlen, wir glauben, daß die Gemeinde unsre Handlungsweise billigen und das Geld uns zurückerstatten wird. Wir können doch den Herrn Grafen nicht in Verlegenheit lassen, haben wir den gnädigen Herrn doch schon gekannt, als Sie noch als Kind mit Ihrem Hofmeister zum Kolnidre, das ist in der langen Nacht, zu uns in die „Schul“ kamen. Sie haben sich damals vor unseren weißen Kitteln und Betmänteln gefürchtet und haben geweint und wollten nicht bei uns bleiben, wie sehr auch der Herr Hofmeister Ihnen zuredete.“

„Ihr habt ein gutes Gedächtnis, Vorsteher,“ sagte der Graf zu einem Lächeln sich zwingend, „ich selbst kann mich des Vorfalles gar nicht mehr erinnern. Nehmt indes, Ihr Männer, meinen Dank für Euer freundliches Anerbieten, das ich gern annehme, eine spätere Zeit wird Euch die Beweise bringen, daß Graf M. nicht undankbar ist und Eueren Edelsinn nicht so leicht vergessen wird wie den Vorfall in der Synagoge, den Ihr vorhin erwähntet. Doch beeilt Euch, holet das Geld, mein Rentmeister wird Euch eine Quittung darüber geben, in besseren Zeiten sehen wir uns hoffentlich wieder.“

Ein lautes Pochen an der Thür unterbrach den Grafen. Ein Reitknecht trat hastig in das Zimmer des Gutsherrn, einen Brief überreichend, den dieser nicht ohne Beben öffnete. „Schlimme Nachrichten, Ihr Männer,“ sagte der Graf, nachdem er den Brief gelesen. „Man schreibt mir soeben, daß die Franzosen Steinau besetzt haben und spätestens morgen hier sein werden. Ich muß schleunigst fort, noch ist der Weg über Neustadt offen und die österreichische Grenze ist ja nicht fern. In spätestens zwei Stunden gedenke ich abzureisen, könnt Ihr mir das Geld in einer Stunde herbeischaffen?“

„Ganz gewiß, Herr Graf,“ erwiderte der Gemeindevorsteher, „wohl noch früher, aber wenn die Franzosen Steinau besetzt haben, dann ist auch Neustadt in ihren Händen und unmöglich wäre es die österreichische Grenze zu erreichen.“

Da ertönte lautes Getümmel von der Straße herauf. Landleute mit ihren Frauen und Kindern, ihre Habseligkeiten mit sich führend, strömten ins Städtchen, dessen enge Gassen die Menschenflut kaum fassen konnte. Die Franzosen kommen — die Franzosen kommen, heulten die Flüchtlinge, wohin retten wir uns, wo ist der Amtmann, kann der uns nicht schützen?

Bleich und lautlos stand Graf M. am Fenster und blickte auf die Menge herab, die immer mehr anschwoll und nach dem ziemlich geräumigen Marktplatze sich drängte. Voll Unruhe und Besorgnis um das eigene Heim blickten die beiden Juden einander an, unschlüssig, was sie jetzt beginnen sollten.

Der Eintritt des alten Rentmeisters unterbrach die peinliche Stille, die in dem Gemache herrschte.

„Der Gensdarm Melchers berichtet soeben,“ meldete Manderle, „daß die Franzosen in Neustadt und Glogau eingerückt sind und zahlreiche Kavallerie bis nach Lauban vorgeschoben haben, in einigen Stunden könnten sie hier sein, meinte er. Sie sollten an ihre Sicherheit denken, Herr Graf, denn hier im Schlosse können Sie unter keinen Umständen bleiben, da fielen sie den Welschen sofort in die Hände.“

„Weiß wohl, alter Freund,“ erwiderte der Graf, „doch wohin mich wenden, mir ist jeder Ausweg, jede Rettung abgeschnitten und ich muß schon geschehen lassen, was ich nicht ändern kann.“

„Mit nichten, Herr Graf,“ ließ sich jetzt Reb Chaim Cohn vernehmen, „die Franzosen sollen Sie nicht fangen wie eine Maus in der Falle, wenn Sie sich uns Juden anvertrauen. In unserem Hekdesch können wir Sie wochenlang verbergen, und wenn die Nächte recht finster sein werden, können wir Sie trotz aller Franzosen nach Oesterreich hinüberschaffen. Wir kennen hier Weg und Steg, die sogenannte „Weinstraße“, wo der Wein ohne Zoll aus Oesterreich zu uns kommt, die soll der Franzmann so leicht nicht finden.“

„In Eurem Hekdesch wollt Ihr mich verbergen,“ meinte der Graf und blickte in das ehrliche Gesicht des Sprechenden, „was ist denn eigentlich Euer Hekdesch?“

„Was unser Hekdesch ist, wollen Sie wissen, Herr Graf,“ erwiderte Cohn, „Gottes Wunder, unser Hekdesch ist unser Krankenhaus, es ist aber eigentlich kein Krankenhaus, ist es doch nur eine Herberge für durchreisende arme Juden. — Ein Schloß ist es freilich nicht, aber dafür sucht Sie da auch kein Franzos. Der Hekdeschmann, das ist der Totengräber und der Schulklopfer wohnen darin; es sind arme, aber verschwiegene Leute, die keinen Menschen verraten möchten, für die können wir uns verbürgen.“

„Meiner Meinung nach ist der Rat dieser braven Männer ganz gut,“ ließ der Rentmeister sich vernehmen, „den Sie, Herr Graf, um so eher befolgen sollten, weil hier im Schlosse keine Sicherheit für Sie ist. Haben die Franzosen den Auftrag Sie aufzuheben, dann werden sie das ganze Schloß durchstöbern, und ich wüßte wirklich kein Plätzchen in demselben, wo Sie den Spürnasen der Feinde entzogen werden könnten.“

„Wohlan denn, Ihr Männer,“ sagte Graf M. aus tiefem Nachsinnen sich aufraffend, „ich will Euch vertrauen und in Euren Schutz mich begeben. Mag Euer Hekdesch ein Asyl mir sein und sollte es Euch gelingen, mich nach Oesterreich hinüber zu bringen, dann wollen wir die Rollen wechseln und ich will Euch einen Schutzdukaten zahlen und Euch belohnen, wie nur ein Fürst belohnen kann.“

Die beiden Juden empfahlen sich dann und versprachen nach Einbruch der Dunkelheit wiederzukommen, um den Grafen abzuholen; inzwischen wollten sie das Nötige im Hekdesch besorgen.

Die Judengasse in Z., eng und schmutzig und ausschließlich von Israeliten bewohnt, nahm fast die ganze Länge des Städtchens ein. Das obere Ende derselben, das weniger eng und ziemlich reinlich war, enthielt die Synagoge und die Wohnhäuser der Wohlhabenden und mündete dem Schlosse fast gegenüber, an einen Weiher aus, der den zahlreichen Enten- und Gänseheerden und der lieben Jugend des Städtchens als Badeplatz diente.

Aus dem kleinen Pförtchen des Schlosses neben diesem Weiher traten zu später Abendstunde drei Männer und schritten, das Wasser umgehend, der Judengasse zu. In derselben herrschte Totenstille. Nur die gedämpften Schritte der drei Nachtwandler, die auf dem holperigen Pflaster leise und vorsichtig sich fortbewegten, waren hörbar, sonst vernahm man keinen Laut. In einiger Entfernung von der Synagoge, da wo die Straße sich verengte, stand ein schmales aber ziemlich hohes Gebäude, das die nebenstehenden Häuser weit überragte. Ein mit Moos überzogenes Schindeldach bedeckte das aus Fachwerk und Lehm aufgeführte Haus, dessen ganze Bauart deutlich zeigte, daß es schon manches Jahrzehnt gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Urdeutsch.

Es hält die germanische Fahne
Ein komischer Recke empor,
Er nennt sich Urgermane
Und kommt sich unfehlbar vor.

Wär ich wie dieser Geselle
Von urgermanischem Blut,
Mir wäre verhaßt wie die Hölle
All' unser welsches Gut.

Ich würde — und müßt ich verschmachten —
Verschmähen französischen Sekt
Und Ungarwein verachten,
Der auch nicht übel schmeckt.

Nie säß ich im „Türkischen Zelte“,
Ich tränke im Wiener Café
Selbst bei sibirischer Kälte
Kein Täßchen chinesischen Thee.

Ich trüge auch englisches Leder
Und dänische Handschuhe nie,
Nie brauchte ich russische Bäder
Und spanisches Fliegenvieh.

Nie äße ich Schweizer-Käse
Und italien'schen Salat,
Zu tanzen die Française
Erschiene mir Hochverrat.

Ich könnte die Karpfen nicht essen
In polnischer Sauce — o nein!
Wie könnte ich so vergessen,
Ein Urgermane zu sein.

Ich würde nie Tabak rauchen,
Der in der Havanna gebaut,
Kein schwedisches Hölzchen gebrauchen
Für's liebe Pfälzer Kraut.

Nur ein Mal mein Eifer ruhte; —
Dann gäb ich dem Hetzerchor,
Den Freunden der russischen Knute
Zu fühlen das spanische Rohr.

Fred Hood, Charlottenburg.

Hier und dort.

* **Berlin,** 28 Mai. Nach neu erlassenen Bestimmungen über die Schule und den Unterricht in den Strafanstalten und größeren Gefängnissen im Ressort des Ministeriums haben bis zum vollendeten 29. Lebensjahr alle Gefangene an dem Unterricht in Religion, Deutsch und den Realien teilzunehmen. In Anstalten mit konfessionell gemischter Bevölkerung sind die Schüler im Religionsunterricht nach Konfessionen zu trennen; jüdischen Gefangenen ist Religionsunterricht von einem jüdischen Religionslehrer zu erteilen. Der Schulunterricht ist der Aufsicht der Anstaltsgeistlichen unterstellt; diese erstreckt sich nicht auf den Religionsunterricht der anderen Konfession.

n. **Aus Westpreußen,** Ende Mai. Die fleißigsten Besucher unserer Synagogen sind noch immer etliche unbekannte Diebe, Ein- und Ausbrecher. Sie lassen sich sogar die Mühe nicht verdrießen, die Nächte in den Gotteshäusern zuzubringen.

Von vier Einbrüchen in Synagogen habe ich Ihnen vor 14 Tagen gemeldet; heute liegen zwei ähnliche Meldungen vor. Am 24. d. M. ist in Flatow und am 27. in Krojanke in der Synagoge ein Einbruch und eine Beraubung der Zroko-Büchse in der erstgenannten Stadt ausgeführt, in der letztgenannt n versucht worden. In Krojanke hatte man in Rücksicht auf die unheimlichen Gäste einen Tag vor dem Einbruch die Büchse geleert, so daß die Diebe mit leeren Händen abziehen mußten. Von den Thätern fehlt jede Spur.

Kattowitz, 28. Mai. Vorgestern verschied hier die würdige Gattin unsres verehrten Rabbiners Dr. Cohn und heute wurde sie zu Grabe getragen. Waren schon die Beileidbezeugungen, welche aus Anlaß des Todesfalls ungemein zahlreich einliefen, ein ehrender Beweis dafür, daß der Verblichenen in den weitesten Kreisen und über die Grenzen unserer Heimat ein treues Andenken gesichert ist, so gestaltete sich die Beerdigung zu einer seltenen Kundgebung tiefsten Mitgefühls. Hunderte fanden sich ein, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Fast alle Rabbiner Oberschlesiens waren im Trauergefolge zu bemerken, auch Rabbiner Dr. Rosenthal aus Breslau hatte sich eingefunden. Im Leichenzuge schritten außerdem noch u. a. die hiesige evangelische Geistlichkeit, Vertreter der katholischen Geistlichkeit, die Mehrzahl der Lehrer des Gymnasiums, der höheren Töchterschule, der Volksschulen. Die Gedächtnisrede hielt Rabbiner Dr. Rosenthal-Breslau.

* **Gleiwitz**, 2. Juni. Am 14. d. M. findet hier eine Versammlung des oberschlesischen Gemeindebundes statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. die Festsetzung des Etats des Waisenhauses in Rybnik, ein Antrag, bei prästationsfähigen Verbands-Gemeinden auf die Anstellung von Rabbinern einzuwirken, sowie ein Antrag, daß der Verband dem „Zentral-Verein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" als Mitglied beitrete.

Labischin, 1. Juni. Ende Juli 1894 war das 5 Jahre alte Söhnchen des hier lebenden Ehepaars Kuniszewski verschwunden. Die Mutter lenkte den Verdacht auf „die Juden". Die Leiche fand man im Walde verscharrt. Das Ehepaar wurde verhaftet. Die Untersuchung ist seinerzeit von der Presse nicht beachtet worden. Es sei darum auf Grund zuverlässiger Erkundigungen das Resultat des Prozesses nachgeholt. In der Schwurgerichtsverhandlung vom Oktober 1894 stellte es sich heraus, daß die Stiefmutter das Kind schrecklich mißhandelt und dann, wie auch die Sachverständigen erklärten, noch lebend in einer nahen Schonung vergraben hatte. Der Vater, der von der Arbeit heimkehrte, fragte nach seinem Kinde. Da erklärte die Frau, die Juden hätten es gestohlen. Die Ehefrau gestand ihre Schuld ein und wurde zu 10 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt, der Ehemann wegen Mangels an Beweisen freigesprochen.

Sp. **Hannover**, 1. Juni. Am 1. und 2. Pfingsttage tagte hier der Verein jüdischer Lehrer in der Provinz Hannover in seiner 32. Jahresversammlung in Falks Hotel. Der Vorsitzende eröffnete die erste Hauptversammlung mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Sr. Majestät den Kaiser, erstattete über das verflossene Vereinsjahr einen eingehenden Bericht und erteilte dem zweiten Vorsitzenden das Wort zu einem Bericht über den begründeten Verband jüdischer Lehrervereine im deutschen Reiche. Mit den Maßnahmen der Delegierten gab die Versammlung ihr Einverständnis zu erkennen und wählte den bisherigen Vorstand per Akklamation wieder. Herr Lehrer Wertheim-Münden i. H. sprach hierauf über das vom Verband gestellte Thema: „Auf welche Weise läßt sich am besten und schnellsten die Forderung in § 9c der Satzungen des Verbandes betr. die lebenslängliche Anstellung sämtlicher jüdischer Lehrer, ihre Pensionierung und die Versorgung ihrer Hinterbliebenen auf gesetzlichem Wege erfüllen, resp. welche Grundlagen sind zur Herbeiführung dieser Forderung notwendig." Die aufgestellten Leitsätze wurden einer Kommission überwiesen. Abends 9 Uhr hatte die Lesebuchkommission eine Sitzung, in welcher die Vorschläge des Referenten, Spanier-Stolzenau, gutgeheißen wurden. — Der zweite Konferenztag begann mit einer Lehrprobe „Davids Edelmut gegen Saul", gehalten von Herrn Lehrer Bach-Hildesheim. Eine Besprechung derselben fand sofort statt. Nach dem Vereinslokale zurückgekehrt, hielt Herr Lehrer Lomnitz-Eldagsen einen Vortrag über das Thema: „Wie muß ein Lesebuch für jüdische Schulen beschaffen sein?" Hieran schloß sich der Bericht des Referenten Spanier-Stolzenau über die Thätigkeit der Lesebuchkommission. Die Versammlung erteilte der Kommission die Autorisation, das Lesebuch für Bürgerschulen vom Lehrervereine der Stadt Hannover in einer zweiteiligen Ausgabe für die jüdische Schule in konfessioneller Färbung fertig zu stellen und die behördliche Genehmigung zur Einführung nachzusuchen. Die freien Besprechungen als letzter Gegenstand der Tagesordnung hielten die zahlreich erschienenen Teilnehmer noch eine gute Weile beisammen und wurden Erfahrungen und Vorkommnisse aus dem Amts- und Privatleben der Kollegen in wechselseitigem Wetteifer miteinander ausgetauscht und besprochen. Im Anschlusse an die Versammlung fand eine Sitzung der Unterstützungskasse für jüdische Lehrer, deren Witwen und Waisen in der Provinz Hannover statt. Schluß Abends 7 Uhr.

Bielefeld, 1. Juni. Am 14. d. M. findet der sechste ordentliche Gemeindetag des Gemeinde-Verbandes in Hagen mit folgender Tagesordnung statt: 1. Bericht über unsere Thätigkeit im fünften Geschäftsjahre. 2. Kassenbericht des Rendanten und Erteilung der Decharge. 3. Beschlußfassung über den seitens des Ausschusses vorgelegten revidierten Statutenentwurf für die zu gründende Beamtenpensionskasse des Verbandes. (Referent: Herr M. Liebenfeld-Bochum.) 4. Vortrag über „Schule und Haus in ihrer Wechselbeziehung". (Dr. H. Vogelstein-Stettin.) 5. Antrag der Synagogen-Gemeinde Minden, die einheitliche Regelung des Beginns bez. Aufhörens der Kultussteuerpflicht für die zu- und abziehenden Gemeindemitglieder betreffend. (Rechtsanwalt Burgheim-Minden.) 6. Vortrag über den Verband und seine Gegner". (Dr. F. Coblenz-Bielefeld.) 7. Wahl des Ortes für den nächsten Verbandstag. 8. Wahl eines Delegierten zu dem am 21. Juni in Berlin stattfindenden siebenten ordentlichen Gemeindetag des D. J. G.-B. 9. Freie Besprechungen.

Elberfeld, 1. Juni. Der Verein der Lehrer von Rheinland und Westfalen hielt am Nachmittag des ersten und am Vormittag des zweiten Pfingsttages hier im großen Saale der Gesellschaft „Parlament" seine 40. Jahreskonferenz ab, welche

von ca. 70 Mitgliedern besucht war. Nachdem der Vorsitzende, Herr Hauptlehrer Graf-Essen, die Sitzung gegen $^{1}/_{2}3$ Uhr eröffnet hatte, begrüßte Herr Rabb. Dr. Auerbach die Versammlung namens des Vorstandes der hies. Synagogen-Gemeinde, worauf in die Beratungen: Kassenbericht, Aenderung der Statuten ꝛc. eingetreten wurde. Hieran schloß sich ein Vortrag des Herrn Hauptlehrer Andorn-Crefeld über: „Anwendung der wissenschaftlichen Pädagogik auf den israelitischen Religionsunterricht." Nach Schluß dieses Vortrages und der an denselben sich anschließenden Diskussion, erstattete Herr Prediger Lippmannsohn-Minden einen längeren Bericht über den gegründeten Verband der jüdischen Lehrervereine Deutschlands, womit die Konferenz am ersten Tage ihr Ende erreicht hatte. Abends versammelten sich die Teilnehmer zu einem gemeinschaftlichen Essen im Hotel Falk Am zweiten Tage nahm die Versammlung zunächst den „Bericht der Kommission zur Herbeiführung einer gesicherten Stellung der jüd. Lehrer" (Ref. Herr Baum-Rheine), entgegen, schritt dann zur Nachwahl eines stellvertretenden Vorstandsmitgliedes und trat schließlich in den letzten Punkt der Tagesordnung: „Freie Besprechungen" ein, welche sich bis gegen 1 Uhr ausdehnten.

Hamburg, 1. Juni. Der alte rüpelhafte Antisemitenstil stirbt nicht aus. Das hier erscheinende „Deutsche Blatt" vom 22. Mai enthält in seinem Annonceteil einen Totenkopf und ein paar Beinknochen, darunter die Inschrift „Judengift"!! in Einzel-Dosen. Dosis Nr. 1. Für 30 Pfg. in der Geschäftsstelle d. Bl. zu haben."

B. **Stuttgart**, 1. Juni. Der „Staatsanzeiger" veröffentlichte einen interessanten Bericht über den Stand der gerichtlichen Strafanstalten Württembergs i. J. 1895. Nach diesem Berichte befanden sich unter 1809 Gefangenen 758 katholische, 1057 evangelische, 7 jüdische = 0,39 pCt. während die Prozentzahl der jüdischen Einwohner fast das doppelte (= 0,6 pCt.) beträgt. Am 1. Januar 1896 wurden die Gymnasien und Lateinschulen Württembergs von 5914 evangelischen, 2182 katholischen und 269 israelitischen Schülern (3,2 pCt.) besucht, die Realschulen von 7547 evangelischen, 1281 katholischen und 318 israelitischen Schülern (= 3,5 pCt.), die Elementarschulen (Vorbereitungsanstalten für die gelehrten Lehranstalten) von 2046 evangelischen, 244 katholischen und 8 israelitischen Schülern (= 3,7 pCt.) besucht. Von 10000 Württembergern besuchten 84 eine höhere Schule, von je 10000 Katholiken 53, Protestanten 93, Israeliten 590, was davon herrührt, daß diese größtenteils in den großen Städten wohnen, wo es an jüdischen Volksschulen fehlt. Seit Jahrzehnten findet kein Lehrer jüdischer Konfession an den höheren Schulen Verwendung; erst seit kurzem ist der Kandidat Spiro als Hilfslehrer an der Realanstalt in Ellenwangen angestellt.

Wien, 1. Juni. Der antisemitische Bürgerklub des Wiener Gemeinderates beschloß, von 22 Stellen im Stadtrate, der die eigentliche Verwaltung Wiens führt, sechs den Liberalen zu überlassen. Diese nahmen das Angebot an und stellten unter ihren Kandidaten auch den früheren Stadtrat Stiaßny, einen Juden, auf. Der Bürgerklub antwortete den Liberalen, es dürfe grundsätzlich kein Jude zum Stadtrat gewählt werden. Die Liberalen beschlossen, diese Antwort als frivole Herausforderung zurückzuweisen, auf die angebotenen Stadtratstellen insgesamt zu verzichten und bei der Wahl leere Stimmzettel abzugeben. In einer Nachwahl wurden hierauf auch die sechs übrigen Aemter an Antisemiten vergeben.

⊙ **Prag**, Ende Mai. Wie s. Z. berichtet, hatten die Dienstmädchen Sophie Nemluvil und Emilie Schwab in Mährisch-Trübau bei dem dortigen Gemeindeamte angegeben, daß sie öfter nachts im Schlafe stechende Schmerzen an Füßen und Armen verspürten und Tags darauf Kopfweh hatten, woraus sie folgerten, daß ihr Dienstherr, der Kaufmann Moriz Moller, ihnen gleichwie früher der Magd Philomena Waclawek im Schlafe Blut abzapfe. Letztere, bei dem Gemeindeamte vernommen, erklärte, sie habe dies den beiden Mädchen nur zum Scherze gesagt, und alles sei erlogen gewesen. Die Waclawek, welche später, als sie beim Brünner Landsgerichte vernommen wurde, diese Aussage widerrief, wurde in Haft genommen, und das Ergebnis der Untersuchung war eine gegen dieselbe erhobene Anklage wegen Verleumdung. Vorige Woche fand nun vor einem Erkenntnissenate in Brünn die Verhandlung gegen Philomena Waclawek statt. Die Angeklagte verwickelte sich bei ihrem Verhör in Widersprüche und behauptete, sie habe ihre Aussage vor Gericht und beim Gemeindeamte aus Angst gemacht. Sophie Nemluviel und Emilie Schwab bestätigen, daß ihnen die Angeklagte wiederholt von dem „Blutabzapfen" Mitteilung gemacht habe. Diese Beiden sowie auch die Waclawek erklärten aber, den verdächtigen Kaufmann niemals an ihrem Bette gesehen zu haben. Die Waclawek fügte hinzu, sie habe wohl Schmerzen gefühlt, aber nichts gesehen, weil sie weiterschlief. Die Verhandlung endete mit der Verurteilung der Angeklagten zu drei Monaten schweren, mit einem Fasttage alle vierzehn Tage verschärften Kerkers. Gegen Sophie Nemluvil und Emilie Schwab ist beim Bezirksgerichte in Mährisch-Trübau noch die Ehrenbeleidigungsklage des Herrn Moller anhängig.

Lemberg, 1. Juni. In Izbica, einem galizischen Städtchen fand man unlängst auf dem jüdischen Friedhofe ein Grab geöffnet, und daraus fehlte die Leiche eines kurz zuvor beerdigten fünfjährigen Kindes. Die Nachforschungen der Behörden blieben längere Zeit erfolglos. Später fand man auf dem Felde in der Nähe einer Schafhürde einen Kochtopf mit den Resten einer fremdartigen Flüssigkeit, daneben lagen Kinderknochen und Fetzen, die nur von Leichengewändern herrühren konnten. Diese Indizien führten auf die Spur der Verüber jener scheußlichen Leichenschändung. Es sind dies zwei Schafhirten namens Kuha und Buczak, welche die Leiche entwendet und daraus unter „Zauberformeln" eine Flüssigkeit gebraut haben. Die Schafhirten gelten nämlich unter der polnischen und ruthenischen Landbevölkerung als „zauberkundig", und zu ihren geheimnisvollen Praktiken verwenden sie mit Vorliebe Bestandteile von Leichen, meist Kinderleichen, die sie aus frischen Gräbern auf dem „Kirkuf" (jüdischen Friedhof) stehlen, um damit die Fruchtbarkeit von den Herden ihrer Feinde abzuwenden und auf ihre eigenen hinüberzuführen.

Lemberg, Ende Mai. Einer der rührigsten polnischen Antisemitenführer, der frühere Geheimrat Getritz, der sich während der galizischen Landesausstellung mit dem Mechaniker Schneider verbrüderte, ist bei der engeren Wahl in den hiesigen Gemeinderat in der Minorität geblieben. Dieser Tage erschien

nun Getritz bei dem Vorstande der israelitischen Kultusgemeinde mit der Erklärung, daß er sich von der Schädlichkeit der antisemitischen Tendenzen überzeugt habe und nunmehr bestrebt sein werde, für das Prinzip der konfessionellen Gleichberechtigung einzutreten. Er bat schließlich um die Unterstützung der jüdischen Wähler bei der neuerlichen engeren Gemeinderatswahl.

* **Pest,** Ende Mai. Die ungarische Vorbereitungskommission für den in Moskau abzuhaltenden Aerztekongreß hielt eine Sitzung, in welcher Professor Wilhelm Goldzieher seiner Entrüstung darüber Ausdruck gab, daß Rußland es den jüdischen Aerzten unmöglich mache, an dem Kongresse teilzunehmen. Es wurde beschlossen die Aufhebung dieser Maßregel zu veranlassen. — Der Studienaufseher des Szatmärer Komitats, Béla Kováts, erstattete in der letzten Sitzung des Verwaltungs-Ausschusses die Anzeige, daß der Rabbiner der Gemeinde Ar.-Medgyes die vor die Synagoge gepflanzten Millenniumsbäume wieder ausreißen und die auf dem Tempel ausgesteckte Trikolore herunternehmen ließ. Der Vizegespan ordnete die Untersuchung der Angelegenheit an.

✗ **Petersburg,** 31. Mai. Die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen der von der Gesellschaft zur Verbreitung von Aufklärung unter den Juden gegründeten und unterhaltenen Schulen betrug am 1. Januar d. J. 220, und zwar 112 Mädchen und 108 Knaben. Die Mehrzahl derselben (158 Kinder) war von der Zahlung des Schulgeldes befreit. Außerordentlich wichtig für die Zukunft der Schulen ist der Beschluß der Verwaltung der St. Petersburger Synagoge, zum Andenken an die Vermählung Ihrer Kaiserlichen Majestäten ein eigenes Schulgebäude bei der Synagoge zu errichten. Zum Bau des Schulgebäudes hat der Präsident der Gesellschaft Baron G. O. Günzburg 22.000 Rbl. gespendet und ist zum Bau des Gebäudes bereits geschritten worden.

London, 28. Mai. Nr. 21 dieses Blattes enthält eine Notiz, betreffend die bevorstehende Schließung des Montefiore-College in Ramsgate. Dieselbe enthält etliche Ungenauigkeiten, die durch folgende, auf Einsicht in die Akten beruhende Darstellung richtig gestellt werden mögen. 1. Das College ist nur zeitweise geschlossen, um eine sogenannte Reorganisation auszuführen. 2. Der anklagende Dozent hat die beiden Kandidaten fünf Jahre lang in Talmud und rabbinischen Fächern unterrichtet, nahm sowohl an den schriftlichen als mündlichen Rabbinatsprüfungen teil und bezeugte seine Zufriedenheit durch Namensunterschrift. 3. Die vom erwähnten Dozenten nach Verleihung der Rabbinatsdiplome vorgebrachten Anklagen wurden vom Kuratorium aufs eingehendste untersucht und für „völlig unbegründet" erklärt. 4. Einer mit diesem Ergebnis unzufriedenen Partei gelang es, eine neue Untersuchungskommission durchzusetzen, von welcher ein Teil auf Grund desselben Beweismaterials zu genau entgegengesetztem Resultate gelangte. Thatsächlich ist ein rechtsgiltiger Beweis für die Schuld der Angeklagten nicht erbracht worden. Um dem Dilemma zu entgehen, haben die Elders der portugiesischen Gemeinden — von denen das College-Kuratorium im Ausschuß ist — eine Resolution auf zeitweise Schließung der Anstalt angenommen. 5. Thatsächlich hat das College seit Jahren von heftigen Angriffen zu leiden gehabt, die mit dem gefaßten Beschlusse in enger Verbindung stehen.

London, Ende Mai. In diesem Jahre hat die hiesige Universität drei jüdische Prüfungskommissäre: Prof. Samuel Alexander für Ethik, Israel Gollancz für Englisch und Dr. Sidney Phillips für Medizin. Ein solcher Stand der Dinge ist nicht nur ein Beweis von den großen Fähigkeiten der ernannten Herren, sondern von dem duldsamen Geiste, der an der Londoner Universität herrscht, und dem zum nicht geringen Teile die Universität ihren ausgezeichneten Ruf verdankt.

⊙ **London,** im Mai. Als Professor S. Schechter in Cambridge einige alte Manuscripte durchsah, welche die gelehrten Frauen Lewis und Gibson von ihrer letzten Orientreise heimgebracht, hatte er das Glück, auf ein Blatt zu geraten, das einen kleinen Abschnitt des hebräischen Originaltextes aus dem Buche „Ecclesiasticus oder die Weisheit des Sohnes von Sirach" enthält. Wenn es gelingt, das ganze Manuscript, zu welchem das gefundene Fragment gehört, zu bekommen, so werden damit manche philologische und sogar historische Probleme mit einem Schlage gelöst werden. Aber selbst das Fragment muß als eine große und wertvolle Entdeckung begrüßt werden. Es wird von großem Interesse sein, zu erfahren, was für ein Hebräisch um das Jahr 200 vor der bürg. Zeitr. geschrieben wurde.

* **New York,** 15. Mai. Die Juden im Staate Massachusetts machen alle Anstalten, durch die Legislatur ein Gesetz durchzubringen, daß allen denen, die entsprechend ihrer religiösen Vorschrift den Sabbat feiern und das Geschäft an diesem Tage geschlossen halten, das Recht zustehen soll, am Sonntag frei verkaufen zu können. Diese Bestrebungen werden vom Publikum und fast von der gesamten Presse lebhaft unterstützt.

---

* **Aus den Gemeinden.** Trotzdem die jüdische Schule in Usch nur noch von vier schulpflichtigen Kindern besucht wird, ist die vakante Lehrerstelle durch den Lehrer Gerson aus Schwedt a. O. wieder besetzt worden. Die Schulgemeinde erhält auch die übliche Staatsbeihülfe von 500 Mark. Eine kleinere aus Staatsmitteln mitunterhaltene Schulanstalt dürfte es in der preußischen Monarchie nicht geben. — Rabbiner Dr. Schlesinger in Pinne ist als Rabbiner der israelitischen Religionsgesellschaft (orthodoxe Separatgemeinde) in Bingen gewählt worden. — Rabbiner Dr. Breuer in Frankfurt a. M. hat einen Ruf nach Wien, wo er das Amt des sel. Rabbiners Spitzer übernehmen wird, angenommen. Mit ihm wird auch die in Frankfurt errichtete Jeschiwah nach Wien übersiedeln. — Der Präzeptor am israelitischen Lehrerseminar in Würzburg, Herr J. Rosenthaler, ist an die Realschule der israelitischen Religionsgesellschaft in Frankfurt a. M. versetzt. — Verstorben: Herr J. Feibel in Jauer. Er war besonders den jüdischen Sträflingen im dortigen Frauen-Zuchthaus Schutz und Beistand gewesen. Ehre seinem Andenken.

— Vakanzen: Burgsinn (Unterfranken) Rl., K., Sch., Fix 600, Nbk. ca. 600 Mk., fr. Wohn., Gart., Heiz. Meld. an Aron Heidelberger. — Sprendlingen (b. Frankf. a. M.) sof. unverh. Rl., K., Sch. Fix 600, Nbk. 300 Mk., fr. Wohn. Meld. an J. Stern. — Strumpfelbrunn, sof. Rl., K., Sch. Fix 700, Nbk. ca. 300 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an Rabb. Dr. Löwenstein in Mosbach. — Schönfließ (Neum.)

zum 1. 9. Rl., K., Sch. Fix 830 Mk., fr. Wohn. u. etwas Nbk. — Betsche (Pos.) sof. K., Sch. Fix 450, Nbk. ca. 500 Mk., Reisek. d. Gew. Meld. an M. Treitel. — Landsberg (Oberschl.) zum 1. 7. Rl., K., Sch. Fix 800, Nbk. 300—400 Mk. — Gostyn (Pos.) sof. orth. K., Sch., Kore. Eink. 1500 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an Leop. Lewin. — Randegg (Baden), bald sem. geb. Rl., K., Sch. Fix 700, Nbk. ca. 400 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an d. Bezirks-Synagoge Gailingen. — Jauer (Schl.) sof. deutsch. Rl., K., Sch. Fix 1000, Nbk. ca. 400 Mk., Reisek. d. Gew.

Aus dem Leserkreise.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Wie ich aus den letzten Nummern Ihrer geschätzten Zeitschrift ersehen habe, ist das Buch „Anleitung zum jüdischen Religionsunterricht" von Herrn Dr. Feilchenfeld Gegenstand einer Zeitungspolemik geworden. Ich habe die verschiedenen Artikel mit Interesse gelesen, und obgleich der Wert des Buches schon in Nr. 19 von einem Lehrer hervorgehoben ist, fühle ich mich dennoch als jüdische Mutter veranlaßt, Sie um die Aufnahme folgender Zeilen zu bitten.

In den Gemeinden, in denen ich bisher wohnte, wurde der Religionsunterricht, besonders in der biblischen Geschichte, nicht in der Art erteilt, daß die Kinder das richtige Verständnis für die Bibel gewonnen. Durch allzu wörtliche Wiedergabe des Bibeltextes wurde der Sinn der einzelnen Erzählungen oft entstellt und brachte so durch die falsche Auffassung, welche die Kinder aus der Schule mit ins Leben hinausnahmen, eher Schaden als Nutzen. Ich war demnach gezwungen, den Schulunterricht im Hause vielfach zu ergänzen und zu berichtigen, und dabei wurde mir das Buch des Herrn Dr. Feilchenfeld ein wertvolles Hilfsmittel. Es giebt nicht nur eine vortreffliche methodische Anleitung zum biblischen Geschichtsunterricht, sondern zeichnet auch die Charaktere der biblischen Persönlichkeiten in so treffender Weise, daß sie den Kindern als Vorbilder für ihr ganzes Leben dienen und ihnen zugleich Verehrung und Liebe für die heilige Lehre einflößen.

Allen Müttern, deren ernstes Streben es ist, in den Herzen ihrer Kinder das richtige Verständnis für das Gotteswort zu wecken und sie damit zu begeisterten Anhängern des Judentums zu erziehen, erlaube ich mir, dies Buch zu empfehlen. Sie werden nicht nur mit Erfolg für die Kinder daraus schöpfen, sondern auch noch reiche Anregung und Belehrung für sich selber darin finden.

Rathenow, den 1. Juni 1896.

Hochachtungsvoll
Frau Ella Weil.

Schablonen zur Wäschestickerei, Signir-Schablonen, Stempel und Gravirungen. Stets großes Lager. Münzstr. 9, Hof part.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.
Dr. M. Kayserling, Christoph Columbus und der Anteil der Juden an den spanischen u. portugiesischen Entdeckungen. Brosch. 3 M.

Cigaretten, Fabrik u. Lager echt türk. u. russ. Tabak., u. Cigaret. J. Dobschiner, Karlstr. 42.

Firmenschilder Atelier f. mod. Schriftmalerei A. Berkheim, Dragonerstr. 18.

Geldschränke 125 Mk. Fabrik E. Bernstein, Neue Schönhauserstr. 14.

Täglich: Klösse v. riesiger Grösse, Riesenkartoffelpuffer. Vegetarisches Restaurant, Neue Roßstr. 8 I.

Berlin W., Lützowstraße 49.
Töchter-Pensionat und Fortbildungs-Kurse
Geschwister Lebenstein.
Während der Sommerferien sind wir im See- u. Soolbade Colberg und nehmen auch für diese Zeit junge Mädchen auf.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.
„Kollektion Cronbach."
Skizzen und Erzählungen aus dem jüdischen Kultur- und Familienleben.
In Oktav-Bänden à Mark 1,50.
Von der „Kollektion Cronbach" erscheinen resp. sind erschienen:
Band I. **Cronbach, Siegmund,** Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben. Elfte Auflage.
Band II. **Kohn, S.** (Verfasser des „Gabriel" und der „Prager Ghettobilder"), Der alte Grenadier. — Die fidelen Alten. Erzählungen.
Band III. **Berg, C.,** Der Mitgiftdoktor.
Band IV. **Berg, C.,** Der Herr Hofprediger hat gesagt .... und Anderes. Moderne Zeitbilder.
Band V. **Sammter, Dr. A.,** Der Rabbi von Liegnitz. Historische Erzählung aus der Hussitenzeit.
Die Sammlung wird fortgesetzt.

Glaserei für Bau und Reparaturen schnell u. billig. Lebrecht Stier, Hagenauerstr. 10.

Hirsch'sche Schneiderakademie Berl., Rotes Schloß 2. Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei.

Zu Geschenken empfohlen:
Nahida Ruth Lazarus. Das jüdische Weib. Mit einer Vorrede von Professor Dr. Lazarus. 3. (wohlfeile) Auflage mit Portrait der Verfasserin.
Preis (jetzt) 4 Mk., gebunden 5 Mk.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin,

Bitte ausschneiden!
H. Besteher, Photograph, Berlin, Landsbergerstrasse 82, nahe Alexanderplatz, früh. Markgrafenstr.
1 Dtzd. Visitportrait oder 3 Kabinetbilder 3,50 Mk.
Nach alten Bildern werden Vergrößerungen schon f. 3 M. angefertigt. Auf briefliche Anfragen umgehend Bescheid.
Geöffnet Sonntags bis 6 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.